Guilielmo der Unsichtbare.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Ueber meine Hoffnungszeiten
Lach' und wein' ich eins ums andre,
Frage mich, wohin ich wandre,
Weiß es nicht, und wandre fort.

Drei Monate hielt ich mich nun schon im Kloster auf, und noch hatte ich nichts über meinen Tiefsinn und Kummer gewonnen. Der Gräfin Bild schwebte stets vor meinen Augen, es war der Gegenstand meiner Träume. Keine Unterhaltungen waren für mich; nur mit Klementinen unterhielt ich die angefangene Freundschaft; sie nahm Theil an meinem — an der Gräfin Schicksal, nur von ihr sprachen wir; ich wußte auch Roderichs Kinder mit zu verflechten. Klementine kannte Ro-

bert nur als Roderichs Kind, ihr ihn als Eduard zu nennen, hätte Entdeckung zu vieler anderer Geheimnisse erfordert, die ich nicht wohl einem Dritten vertrauen konnte, und im Gespräch von Robert hatte ich ja Gelegenheit, meinem gepreßten Herzen Luft zu machen, ohne daß Klementine Vermuthung des Geheimnisses erhielt, das ich ihr verbarg.

Ich hatte mich eines Abends von Klementinen getrennt, und kehrte auf mein Zimmer zurück, um mich zu Bette zu begeben. Auf meinem Tisch lag ein offnes Buch, welches nicht mir gehörte; ich betrachtete es, es war alt und mit gothischen Zügen geschrieben, ich bekam keine Lust, es zu lesen, und legte es auf die Seite, um den andern Morgen nach dem Eigenthümer zu fragen, und es ihm zurück zu geben; allein Niemand wollte etwas davon wissen, es war nicht einmahl jemand, der auf meinem Zimmer gewesen seyn wollte. Das Buch blieb also mein Eigenthum, und da ich es nicht gebrauchen konnte, so legte ich selbes zu andern überflüßigen Meublen. Den zweitfolgenden Abend lag dasselbe Buch auf der nähmlichen Seite, wie vorher aufgeschlagen, auf meinem Tisch; dieß erregte meine Neugier; ich versuchte es

zu lesen; allein die alten Züge in demselben erschwerten mir die Befriedigung meiner Neugierde so sehr, daß ich es wieder an den nähmlichen Ort, wie vorher, legte. Doch wie groß war meine Verwunderung, als ich es am folgenden Abend abermahl offen auf meinem Tische fand, man schien mir wohl dadurch andeuten zu wollen, daß ich es lesen solle; ich versuchte dieses aller Schwierigkeiten ungeachtet, ich hatte schon bemerkt, daß die Blätter an der aufgeschlagenen Seite herausgerissen, andere hineingemacht und mit nachgeahmten Zügen beschrieben waren. Sie enthielten eine kurze Geschichte. Wie sehr wunderte es mich, hier zwar unter veränderten Nahmen, mein und der Gräfin Schicksal aufgezeichnet zu finden! — Die ganze Veränderung war bloß, daß hier die unglückliche Gräfin nicht starb, sondern von dem Verbrecher gerettet ward, mit dem sich der Graf verbunden hatte; denn er hatte sich vorgenommen, sich zu bessern, und glaubte nicht nützlicher, als mit der Rettung dieser Unglücklichen beginnen zu können. Obschon nun dieß ein Umstand war, der sich von dem Schicksal der Gräfin nicht wohl vermuthen ließ, obschon hier mir ganz fremde Nahmen

aufgezeichnet waren, so schien mir dieß doch ein Trost, ja sogar Hoffnung für das Schicksal der Gräfin zu seyn.

Wenn man sich der Briefe erinnert, die die Gräfin von einem Unbekannten erhielt, und deren Inhalt sich in allem bestätigt hatte, das einzige ausgenommen, daß in denselben dieser Unglücklichen Schutz gegen die Unternehmungen ihres Mannes zugesagt wurde; wenn man sich zugleich des Briefchens erinnert, welches vor meiner Abreise in meine Hände kam, und das mich in dem Gedanken bestärken sollte, daß der Graf selbst im Begriff sey, mich ins Kloster zu führen; so wird man sich bald überzeugen, daß ich unmöglich dem Zufall es anrechnen konnte, dieses Buch dreimahl offen auf meinem Tische gefunden zu haben. Alles war hier aufs genaueste mit der Gräfin Schicksal übereinkommend, ihr Charakter so gut geschildert, daß ich verleitet ward, dieß nur als eine Vorhersagung anzusehen. — — Und warum sollte ich dieß nicht? Durch sechs Monate erwartete ich täglich Nachrichten von der Gräfin, als wenn ich überzeugt sey, daß sie noch lebe. Süße Einbildung! die Vernunft überzeugte mich von dem Tod der Gräfin, mein Herz aber

wollte es nicht glauben, da es aber keine Beweise erhielt, so trat jene wieder in ihre Rechte. Ich war zu sehr überzeugt, daß die Macht der Zauberer nur in Romanen wirke, ich verlor alle Hoffnung, oder — um mich besser auszudrücken, ich beweinte den erneuerten Tod der Gräfin, die mir die Hoffnung wieder hatte aufleben lassen.

Die Trauerzeit des Grafen endigte sich nun, und in den Besuchen, die er mir am Sprachgitter machte, hatte er mir schon öfters seinen Wunsch entdeckt, daß ich nun das Kloster verlassen möchte, jedoch nicht so ausdrücklich, daß ich es nöthig gefunden hätte, der Rückkehre zu ihm auf immer zu widersprechen. Ich fürchtete, daß mir keine andere Aussichten bleiben würden, als den Schleier zu nehmen. Wenn der Tod dem Gedanken vorzuziehen war, unter die Gewalt des Mörders meiner Freundin zurück zu kehren, dessen Absichten gegen mich mir schon längst bekannt gemacht worden; — so war auch der Gedanke, der Welt auf ewig zu entsagen — zu entsagen dem Sohn der Gräfin; Eduarden, den ich schon unter dem Nahmen Robert liebte; ja dieser Gedanke war auch so schrecklich, als der Tod selbst. Da ich

nichts als Unglück in den Ereignissen sah, die mich zu einem Entschluß zwingen werden, so verzögerte ich so viel als möglich, und freute mich inniglich, daß der Graf so wenig auf meine Rückkehr ins Schloß drang. Ein einzigesmahl bemerkte ich, daß er sich über die Gründe ereiferte, die ich zur Verlängerung meines Aufenthalts im Kloster angab; seine Augen waren in unwillkührlicher Bewegung, schnelle Röthe überzog sein Gesicht, ich glaubte, der Augenblick meiner Aufopferung sey gekommen, ich richtete meine Blicke zum Himmel, um Stärkung zu erflehen, ihn zu ertragen. Ich sagte meinem Vormund, daß ich entschlossen sey, den Schleier zu nehmen, ohne ihm die Gründe zu sagen, die mich hiezu bestimmten; aber entweder errieth er meine Gedanken, oder die Bewegung, die er an mir wahrnahm, mäßigte seine Hitze; er beklagte sich selbst über seine Ereiferung, sagte mir mehrere Entschuldigungen, und versprach mir zu warten, bis mich die Langeweile in ein Haus zurückführen werde, wo ich immer wie seine Tochter angesehen sey. Nach und nach ward seine Stimme sanfter, und dieser so gebietherische Mann ließ sich bis zu Thränen herab,

um mir Vorwürfe zu machen, daß ich ihn den Schrecken der Einsamkeit überlasse. Verrätherischer Mann! du fürchtest dich, allein den Vorwürfen deines Gewissens überlassen, zu leben! warum hast du die Liebenswürdigste gemordet, die dir der Himmel zur Gesellschaft gegeben hatte?

In dem Besuche, den er mir hierauf nach zweien Monaten machte, hielt er Wort, und sprach nicht von meiner Rückkehr nach dem Schloße Dunkam. Ich wollte ihn um etwas bitten, allein ich fürchtete, er möge mir es nach seiner gewöhnlichen Art abschlagen.

Schon lange bath mich meine Freundin Klementine, mit ihr auf einige Zeit zu ihren Freunden zu reisen, von denen ich die dringendsten Einladungen erhalten hatte. Ich liebte Klementinen so, daß ich ihr nichts versagen konnte, wünschte auch die Welt wieder einmahl zu sehen, und fühlte die Nothwendigkeit, mir Freunde zu machen, die mächtig genug wären, mich zu schützen. Ich hatte meiner Freundin versprochen, alles anzuwenden, um von meinem Vormund hiezu die Erlaubniß zu erhalten, ohne welche man mich nicht aus dem Kloster ließ. Als er

kam, ging Klementine mit mir hinab zum Sprachgitter, und bath mit der Anmuth ihrer Jugend um Erfüllung unsers Wunsches. Der Graf schlug es nicht ab. Sie lud ihn zugleich im Nahmen ihrer Familie ein, mich daselbst zu besuchen. Er nahm es an, aber in einem solchen Tone, in dem schon zum voraus eine Verweigerung lag; die mir sehr angenehm war.

An dem zu unserer Abreise bestimmten Tag schickte Klementinens Mutter eine ihrer Dienerinnen, uns abzuhohlen. Wir empfahlen uns der Oberin, die, vergnügt über diese Zerstreuung für uns, mich küßte, und mir vielen Nutzen aus meiner Reise zu schöpfen befahl. Ich dankte ihr, und mit Wünschen von unsern Gespielinnen überhäuft, reisten wir ab. Kaum waren wir im Wagen, als sich meine Freundin mit Lebhaftigkeit um Alles erkundigte, was ihre Familie betraf. „Ich hoffe, meine liebe Agnes!" sagte sie zu der Dienerin: „meine Mutter und meinen Vater gesund wieder zu sehen?" „Ja, Fräulein!" antwortete Agnese mit Tücke, „und Ihre Tante verschönert." — „Meine Tante! wahrhaftig, Agnes! du scherzest, sie ist ja in einem Alter" — — „Ihr Alter,

da ist jetzt keine Rede davon, und wenn ich Ihnen doch ein wenig im voraus unterrichten soll, so sprechen Sie mit ihr nicht hievon, darin machte sie Aenderungen, die Sie nicht kennen." — „Ich verstehe nichts von dem, was du sagst." — „Wohlan! so hören Sie denn, Fräulein, daß Frau Albano jetzt nicht älter als vierzig Jahre ist; jener, die darüber sind, hat sie sich entledigt, wie könnte sie sonst ihre neue Plane verfolgen?" — „Meine Tante hat also neue Plane?" — „Sie will wieder heurathen." — „Dieß ist bei ihr kein neuer Gedanke, Agnes; sie beschäftigt sich schon mehr als dreißig Jahre damit: — „Natürlicherweise wird sie nun einsehen, daß es Zeit, sie zu enden. Diesesmahl traf ihre Wahl einen zwanzigjährigen Mann; schön gebaut, mit edlem Anstand, geistvoll und bieder, dieß ist das Bild Ihres künftigen Oheims.

Da diese Unterredung Klementinen kein Vergnügen machte, so gab ich dem Gespräch eine Wendung, und sagte: „Gewiß wird dieß ein für Sie zum Gemahl bestimmter junger Mann seyn, mit dem man Sie unter diesem Vorwand bekannt macht, um zu sehen, ob Sie ihm Ihren Beifall schenken." — „Gott

behüthe das Fräulein vor einer ähnlichen Verbindung!" schrie Agnese sogleich: „obschon dieser Mann schön und gefällig ist, alles mit Anstand beginnt, so bin ich nichtsdestoweniger überzeugt, daß Klementinens Vater seiner Tochter keinen solchen Gemahl wählen würde. Man weiß nicht, wer er ist; niemahl spricht er von seinen Eltern. Hätte man mich gehört, so würde man Ihren Besuch bis nach seiner Abreise vom Schloße verschoben haben. Zwei so schöne Fräulein, wie Sie; beide als reiche Erbinnen bekannt, bewegen jeden, alles zu einer Verbindung aufzubiethen.

Wir lachten über Agnesens Furcht. Ich versicherte sie, daß ich mich für den Eindrücken der Liebe sicher fühle; aber lachend widersprach Klementine, und sagte: sie würde viel Vergnügen darin finden, sich als die Nebenbuhlerin ihrer Tante zu sehen, und setzte hinzu: „Es scheint mir unmöglich, Agnes, daß ein junger Mann, wie du ihn mahlst, von meiner Tante kann eingenommen seyn; er wird sich vielleicht über das Lächerliche hinwegsetzen, um sein Glück zu machen. Vielleicht kann ich dieß entdecken, es würde mich freuen, meine Tante in einer Thorheit zu

hindern, die sie nie mehr würde gutmachen können.“

Die gute Agnes mißbilligte mein Vorhaben. Lange gab sie uns Lehren darüber, mit der Liebe nicht zu scherzen. Sie wollte eben eine lange Geschichte erzählen, als Klementine sie ganz ernsthaft fragte, wie ihr Vater diesem jungen Menschen Eintritt gestattet habe?

„Sie wissen, Fräulein!“ antwortete sie: „Daß Ihr Herr Vater stets gegen jedermann sehr gefällig ist, vorzüglich ist er sehr nachgiebig gegen seine Schwester, die sehr reich, ohne Kinder, und deren Erbschaft Ihnen allein bestimmt ist. Er wollte ihr hier keine Einwürfe machen, um sie nicht zu beleidigen, er hoffte von dieser Thorheit ein gleiches Ende, wie bei so vielen andern; denn es wird Ihnen nicht unbekannt seyn, daß sie gewöhnlich jährlich zweimahl zu heurathen sich vornimmt. Anderntheils hat sich dieser junge Mann, obschon ohne Herkunft durch seine über sein Alter erhabene Handlungen den Eintritt in die ersten Häuser verschafft. Nur in einem Kloster war es möglich, nichts von dem jungen Offizier zu hören, der in der letzten Schlacht seinem General das Leben

rettete. Ueberall beschäftigt man sich mit ihm, und nur er allein scheint seinen Verdienst nicht zu fühlen.

Klementine behauptete aber immer noch, daß es Scheintugenden seyen, die diesen jungen Menschen liebenswürdig machten, denn er könne unmöglich eine edle und haabsüchtige Seele in sich vereinigen. Ich stimmte ihr bei. Da er der einzige Gegenstand unsrer Unterhaltung war, so wollten wir wissen, wie er sich den Eintritt ins Schloß verschafft habe. Agnese befriedigte uns vollkommen. „Er wollte zu seinem Regimente zurückkehren, welches einige Stunden von Ihres Vaters Gütern liegt," sagte sie zu Klementinen: „als ihm sein Wagen nächst dem Schloße brach. Ihre Tante, die eben zugegen war, both ihm einen Aufenthalt für diese Nacht an, welchen er ausschlug; da er aber erfuhr, daß die Dame, die ihm dieses anboth, die Schwester des Herrn vom Schloße sey; o vergaß er seine vorige Antwort, und nahm as Anerbiethen mit Freuden an. Des andern Morgens reiste er wieder ab; aber seit dieser Zeit bringt er die Stunden, die ihm sein Dienst frei läßt, auf dem Schloße zu. Ihre Tante sagt öffentlich, daß sie die Ursache

seiner Besuche ist, und man erwartet täglich die Erklärung, welche den Tag ihrer Verbindung bestimmen soll.

Zweites Kapitel.

Keiner, den das Leben freut,
Wünsche, daß es länger wäre!
Leicht erfüllt zur strengen Lehre
Diesen Wunsch ein langes Leid.

Wir kamen bei dem Grafen Bruno, Klementinens Vater an; ihre Aufnahme war die einer geliebten Tochter; aus dem Betragen gegen mich, hätte ich mich für ihre Schwester halten können. Leicht sah ich ein, daß meine Freundin in all ihren Briefen von mir geschrieben, und daß die zärtlichste Freundschaft ihre Feder geleitet hatte. Nach der ersten Bewillkommung bemerkte ich schon Kle-

mentinens Neugier, den jungen Mann zu sehen, von dem uns Agnes so viel erzählt hatte. Sie fragte auch nach ihrer Tante, und hörte, daß sie im Schloßgarten sey, und man ihr unsere Ankunft gemeldet habe, da sie eben hereintrat in Gesellschaft. — — — Mein Herz zittert noch, wenn ich mich des Gefühls erinnere, dem ich unterlag. Der Anbether dieses alten belachenswerthen Weibes, der unsere ganze Neugiergierde gefesselt hatte, war — Robert; nicht so wie ich ihn kannte, sondern ganz Agnesens Schilderung entsprechend. O wie sehr hatte ihn seine kurze Trennung verändert. Die Entwicklung seines Baues, die edle Seele, die man in seinen Bicken erkannte, hätten ihn jeden andern Augen als den meinigen unkenntlich gemacht.

Ich hatte mich noch nicht von der Besinnungslosigkeit erhohlt, in die mich sein Anblick stürzte, als er sich mir mit einem Zutrauen näherte, das ich noch nie an ihm bemerkt hatte „Sie haben vielen Kummer überstanden, Fräulein, seitdem ich nicht mehr das Glück hatte, Sie zu sehen? Bei der Nachricht von dem Tode der Gräfin von Dunkam, schloß ich aus meinem Schmerz auf den Ih-

rigen

rigen." — — Ich konnte diesen Nahmen mit Rührung nicht aussprechen hören, ohne daß die Erinnerung an den Tod der Gräfin sich nicht unter meine übrigen vielen Gedanken, denen ich jetzt unterlag, gemischt hätte. Meine Thränen flossen, und ich bath Klementinen, mir sie zu verbergen helfen. Nach einiger Erhohlung im Garten bath ich sie, auf den Saal zurückzukehren, um ihren Eltern das Vergnügen Ihrer Gegenwart nicht zu entziehen, und mir einen Augenblick zum Alleinseyn zu verschaffen, den ich so sehr bedurfte.

Dieß ist also der Sohn der Gräfin Dunkam, dachte ich, sobald ich allein war; dieß ist Eduard, um den sie so viel gelitten hat! Unglückliche Mutter! Was würdest du sagen, wenn du ihn jetzt sehest? Du würdest über sein Betragen erröthen. Welche Erniederung! Er mißbraucht die Gaben der Natur, eine Verbindung zu schließen, die die Vernunft verwirft, und er selbst verabscheut. Dieß war mein erster Gedanke; Eifersucht erzeugte ihn. Aber ich erröthete über mich selbst, da ich an die Nebenbuhlerin dachte, die mir Robert zur Seite stellte, und ich beschloß ihn mit Verachtung zu

behandeln, damit er den Zustand meines Herzens nicht bemerkte.

Ich kehrte nach dem Saale zurück, nahm Theil an der allgemeinen Unterhaltung, so sehr mir möglich war, denn meine Stimme war erhitzt, und das, was sie stets noch mehr beunruhigte, war die Ueberzeugung, daß Roberts Stimme sich immer änderte, so oft er mich anredete. Seine Dreistigkeit, die mich bei seinem ersten Anblicke ärgerte, hatte mit dem sittsamsten Anstande gewechselt, Trübniß lag auf seinem ganzen Wesen. Frau von Albano both alles auf, ihn seiner Betäubung zu entreissen, aber vergebens — wir schieden alle sehr frühzeitig; Klementine und ich gaben Ermüdung zur Ursache an, Robert zog sich unter dem Vormande einer leichten Unpäßlichkeit zurück, und Frau von Albano versicherte, daß sie nie in so schwächlichem Zustande gewesen als heute.

Das Zweitemahl waren meine Bemerkungen und Gedanken Roberten weniger nachtheilig. Er wußte nicht, daß er der Gräfin Dunkam Sohn sey, und sein Verlangen, sein Schicksal glücklich zu entscheiden, vereint mit der Nothwendigkeit, Bekanntschaften zu machen, die ihn in seiner Laufbahn beför-

dern könnten, mochten ihn dazu bestimmt haben, sich bei der Gräfin Bruno einen Eintritt zu verschaffen, und Frau von Albano diente nur zum Vorwande hiezu. Wie konnte ich jemahls glauben, daß Robert sich mit diesem Weibe verbinden wolle! Sollten wohl an dieser Klippe seine Grundsätze von Ehre, die ihn stets so vortheilhaft auszeichneten, gescheitert seyn? Ich warf mir es selbst vor, einen Augenblick dieses vermuthet zu haben. Alles dessen ich ihn kurz vorher beschuldigt hatte, sah ich jetzt in einem andern Gesichtspunkte. Wenn er mich nicht geliebt hätte, wie wäre er über meine Zurückhaltung gegen ihn so traurig gewesen? Hätte er durch gleichgültiges Betragen sich nicht zu rächen gesucht? Der Albano Neckereien war ihm jetzt so lästig, wie sehr wünschte er, ich möge hievon nicht Zeuge seyn! O Robert! Von meinen üblen Gedanken über dich, blieb mir nichts als der Vorwurf, sie geduldet zu haben.

Ruhe kam nun wieder in meine Seele, ich dachte nach, wie ich die Veränderung verbergen könne, die sich meiner bemächtigt hatte. Mein Vorhaben war mühsam, aber die Vernunft rieth hiezu, und ich mußte ihr folgen. Ich beschloß jedes Alleinseyn mit Ro-

bert zu meiden, und mein bisheriges Betragen gegen ihn fortzusetzen. Die Ausführung meiner wohl überdachten Plane schien mir nicht so schwer wie eh; und beruhigt wegen der Zukunft schlief ich ein.

Zeitlich stand ich auf, und da noch alles im Schlosse schlief, so ging ich auf eine Terasse hinab, die unter meinem Fenster war. Hier sammelte ich alle meine Entschlüsse in einen. — Robert zu fliehen, und in dem Augenblick stand er selbst vor mir. Ich entfloh ihm schleunigst, aber er hatte mich bald wieder eingeholt. „Fräulein," sagte er im flehendsten Tone zu mir: „ich beschwöre Sie, diesen Brief zu nehmen, und mich ohne Vertheidigung nicht zu verurtheilen. Ich suchte immer noch mein Zimmer zu erreichen, da ich mir in dieser Gelegenheit selbst nicht vertraute. „Sie wollen also, daß ich verzweifle?" schrie er mit Hitze: „Ich bitte Sie um diesen einzigen Gefallen. Wir hörten ein Geräusch, er ergriff meine Hand, und übergab mir den Brief, ich nahm ihn ohne es selbst zu bemerken; er verließ mich schleunig, ich aber eilte auf mein Zimmer, einen Brief zu lesen, dessen Inhalt meine ganze Neugier erregte.

Beym Eintritte in mein Zimmer wunderte es mich sehr, Frau von Albano zu finden, die mich erwartete. „Ich bitte mich zu entschuldigen," sagte sie, indem sie sich mir näherte: „ich konnte die ganze Nacht nicht schafen, und ging auf die Terasse, mich zu erhohlen, da sah ich die Thür Ihres Zimmers offen. Ich konnte also nicht zweifeln, daß Sie bereits aufgestanden seyen, und bin so frei zu Ihnen zu kommen, üm uns zu unterhalten. Finden Sie meine Augen nicht etwas trübe?" — „Ich versichere Sie vom Gegentheile." — „Dieß wundert mich, denn wenn ich unruhig schlafe, so werden meine Augen matt. — Auch Sie schienen gestern nicht ganz wohl zu seyn?" — Ich bemerkte gleich den Doppelsinn, der in dieser Frage lag. Mad. Albano beobachtete mich mit ihren Blicken, da sie aber nichts von mir bemerkte, worüber sie sich hätte ärgern können, so fuhr sie fort. „Ich litt viel, vorzüglich meine Nerven, und — — —" Hier hielt sie inne, und veränderte den Ton: „Sie kennen Robert?" fragte sie mich: „Ich kenne ihn," — „Schon lange?" — beinah drei Jahre." — Wo sahen Sie ihn zuerst?" — „Bei der Gräfin Dunkam, wo er sehr oft

hinkam." — „So, ich hörte ihn öfters von ihr sprechen, aber ich wußte nicht, daß er Ihnen bei ihr gesehen hatte, er hatte mir nichts hievon gesagt. Man kann Ihre Gestalt doch nicht so leicht vergessen. — Er sah wohl auch Sie öfters?" — „So oft er ins Schloß kam." — „Sonderbar; es ist ein Beweis einer seltnen Zurückhaltung, und wer sollte hier mehr Vorsicht vermuthen, als gewöhnlich junge Leute besitzen? — Sie kennen mich nicht, meine Liebe; es würde mich schmerzen Ihnen einigen Kummer zu machen; aber, sagen Sie mir, da Sie ihn öfters sahen, so müssen Sie wohl von seiner Geburt etwas wissen, von dieser spricht er sehr bedächtig." — „Vielleicht konnte er selbst nicht auf die Frage antworten, die Sie mir setzen." — „Die Gräfin Dunkam mußte wenigstens darum wissen, denn wie hätte sie einen Menschen um sich gelitten, dessen Eltern ihr unbekannt waren" — „Die Gräfin Dunkam mußte es wohl wissen." — „Hier ist ein Geheimniß verborgen, um welches Sie gewiß wissen." — „Und wenn ich es wüßte, so könnte ich ein mir anvertrautes Gut nicht veräußern." — „Dieß ist sonderbar!" fuhr Frau von Albano fort: „Warum

sollten Sie mir nicht eine Ihnen ganz gleichgültige Sache anvertrauen." — „Ich bitte Ihnen, Ihre Zuredungen hierin zu sparen." — „Und wäre dieß wohl etwas übles, wenn er noch keine nähere Verbindung hat, und Sie sich gegenseitig lieben, so sähe ich in Ihrer Verbindung nichts mehr als bei hundert andern." — „Sie sind sehr nachsichtig Frau v. Albano, aber wenn Robert noch weit schöner, noch geistvoller wäre, als er ist, und er Ansprüche auf meine Hand machte, so würde ich ihn vor jeder Antwort bitten, daß sich seine Familie bei der meinigen verwenden möge." — „So mein Kind, Sie sagten doch so eben selbst, daß Sie glaubten, Robert möchte selbst nichts von seinen Eltern wissen." — „Robert hat mir hier nur zum Beispiele gedient, ich wollte nur dadurch sagen, daß ich keinen Mann wählen würde, dessen Geburt nicht bekannt sey." — „Die Liebe handelt aber ohne Ueberlegung." — „Es scheint mir, daß die Liebe allein nicht über eine Handlung entscheiden soll, von der das Glück des ganzen Lebens abhängt; ich bin überzeugt, daß wenn Klementine eine ihr ungleiche Verbindung eingehen wollte, Sie die erste wären, die sich widersetzte, wenn sie

auch von der Liebe entschuldigt würde." — „Fräulein, die Versorgung meiner Nichte steht nicht unter mir, wenn sie jedoch Robert ehelichen wollte, so würde ich es ihr mißrathen, ihr Karakter paßt nicht zu den seinigen, sie ist zu flatterhaft für ihn." —

Bei diesen Worten stand sie auf, betrachtete sich in meinem Spiegel, und beklagte ihr übles Aussehen durch eine schlaflose Nacht. Ich weiß nicht, ob sie mich über meine Antworten zufrieden verließ; aber von allen Weibern, denen ich der Gräfin Dunkam Geheimniß anvertraut hätte, wäre sie gewiß die letzte gewesen. Während ihrer Anwesenheit hatte ich schon öfters die Hand an Roberts Brief, leise löste ich das Siegel, um ihn nach ihrem Besuche sogleich lesen zu können, kaum war sie fort, so las ich:

Fräulein!

„Ich weiß nicht, unter welchem Vorwande ich es wagen soll, an Sie zu schreiben, ich überede mich, daß ich nie es wagen werde, Ihnen diesen Brief zu übergeben. Unglücklicher Robert! — Laß deinen Thränen freien Lauf, unterdrücke dei-

nen Schmerz nicht, der Nacht allein vertraust du ihn an, nie — nie wird er zu den Ohren der gefühlvollen Anne kommen.

„Da ich meinen Brief mit den Zusicherungen meiner Liebe für Sie zurückließ, war ich verwiesen; ich floh Sie, ich erwartete den Tod. Ein Freund kam mir entgegen, er machte mich aufmerksam auf die Bahne des Ruhmes, als eines für unglückliche Liebende würdigen Wandels. Ich küßte ihn in der Hoffnung, hier zum Ende meiner Leiden zu gelangen; ich fand nur Befriedigung des Ehrgeitzes, der mir gleichgültig war.

„Meine Liebe zu Ihnen ist mit meinem Leben verknüpft; dieß und jene sind zu einem Kranze gewunden; ich erwarte keine Erhörung von Ihnen, alles, was ich mir wünsche, ist Ihre Achtung. Anne! Hätten Sie wohl glauben können, daß ein von Ihren Tugenden wie von Ihrer Schönheit eingenommener Mann, je eine so lächerliche Verbindung eingehen würde? Nein, Sie haben es nicht geglaubt. Ich wußte, daß Sie mit Klementinen in einem Kloster waren; ich wußte, daß Klementine Ihre

Freundinn geworden; ich erhielt Nachricht von der Hoffnung, die Sie haben, von Ihnen zu ihren Eltern begleitet zu werden, Frau von Albano unterzog sich meinen Wünschen — denn ich hatte keine andere, als in einem Hause bekannt zu werden, wo ich das Glück haben könnte, Sie zu sprechen. Ich wußte den Tag Ihrer Ankunft. Wie sehr zitterte ich! mit wie vielen heimlichen Schrecken erzwang ich den Muth, Sie zu sprechen, von mir selbst. Anna! großmüthige Anna, vergessen Sie die Fehler eines Mannes, der nicht Herr seiner Liebe zu Ihnen ist; vergessen Sie Robert nicht, der Theilnehmer Ihrer Unterhaltungen war. Glücklicher Zeitpunkt! ich suchte Sie immer, und Sie beklagten sich nicht; meine Stimme vereinigte sich mit der Ihrigen, die Harmonie derselben machte Ihnen Vergnügen; Sie behandelten mich mit Güte; nichts blieb mir zu wünschen übrig; ich liebte Sie, als wenn Sie meine Schwester gewesen wären. Nur bei meinem Weggehen erkannte ich, daß ich Sie nie hätte sehen sollen. Sagen Sie mir Anne! sagen Sie, ob mich ein einziges Wort, ein einziger Wunsch mir Ihre Freundschaft

hätte rauben können? Mein Herz ist rein; ich hoffe nicht auf Ihre Liebe, ich bitte Sie um nichts, als mir meine Liebe zu Ihnen zu verzeihen; ich bin hinlänglich gestraft, da ich keine Ansprüche auf Ihre Hand machen kann.

„Wer bin ich? ich weiß es selbst nicht. Ich bin nicht Roderichs Sohn; der, der immer für meine Bedürfnisse sorgte, hat mir es selbst versichert, ich bath ihn mir das Geheimniß von meiner Geburt zu enthüllen. Er antwortete mir, daß die Stunde der Entdeckung sich nahe, und daß ich sie mit Ergebung erwarten solle; ich fiel auf meine Knie vor ihm nieder, er war unerbittlich. Anna, wenn ich es wage, mein Herz zu Ihnen zu erheben, und das Blut in meinen Adern würdig halte — — Eitle Hoffnung! nein, nein, das Schicksal hat zwischen mir und dem Glücke eine ewige Hinderniß geworfen.

„Ich bitte Sie, mir zu sagen, ob Sie wissen, was aus Roderich wurde: ich wollte ihn aufsuchen, um von ihm vielleicht eine Aufklärung zu erhalten, die man mir versagte. Lebte die Gräfin Dunkam noch, so wendete ich mich an diese, allein wir ha-

ben sie verloren. Göttliches Weib! nie werde ich deiner Wohlthaten vergessen. Anne, Sie weinen bei Berührung dieses Schicksals. O, in der Ferne flossen auch meine Thränen. Sie liebte Ihnen wie ihre Tochter, und wäre sie meine Mutter, nie hätte ich Sie mehr lieben können. In Ihrem Nahmen flehe ich Sie an, mich nicht zu hassen; wenn Ihnen meine Gegenwart in dieser Gegend lästig ist, so befehlen Sie, ein neuer Schmerz mehr für den, dem das Leben seit einem Jahre lästig ist, ist nichts mehr, als eine Fortsetzung seiner vorigen."

Schwer wäre es mir die verschiedenen Gefühle, die mich bei Lesung dieses Briefes ergriffen, zu beschreiben — schwerer noch, mich aller Bemerkungen zu entsinnen, die ich nachher machte. Robert war unschuldig. Nur wegen mir, wegen mir allein setzte er sich der Albano belachenswerthen Umgang aus — und ich konnte ihn anklagen! diese Irrung währte nur einen Augenblick, und ich war stolz, seine Rechtfertigung nicht angehört zu haben, wegen Erniedrigung in einem Punkte, der sein Herz betraf. Bei der Bemerkung, daß er auch hoffnungslos die rein-

ste Liebe für mich athmete, breiteten sich süsse Gefühle über mich aus. Es war nicht mehr Robert, kaum seinen Kinderjahren entwachsen, der ausser mir und der Gräfin nie eine andre weibliche Gestalt gesehen hatte; es war ein junger Krieger, berühmt schon auf der Bahn des Ruhmes, es war ein Held, der die Vergnügungen der Gesellschaft kannte, und der nichts fand, was Anne seinem Gedächtniß entrissen hätte. Glückliche Anne! wie sich dein Herz den süssesten Empfindungen überläßt, nein die Eigenliebe erzeugt sie; nur Liebe, Liebe allein kann so vollkommen selige Gedanken gebähren.

Ernsthaftere Ideen wechselten bald mit diesen Aeusserungen der Freude. Robert wußte nicht, daß er der Sohn des Grafen von Dunkam sey. Er wußte nicht, daß es seine Mutter sey, da er den Tod seiner unglücklichen Freundin beweinte. Sollte ich ihm dieses sagen? Ich empfand wohl, daß er ohne dieß zu wissen, nicht auf meine Hand hoffen konnte. Aber wäre es hinlänglich, ihm zu sagen, wem er sein Daseyn zu verdanken habe, um ihm alle Vorrechte seiner Geburt einzuräumen? Wie viele Hindernisse? welche schändliche Erklärungen müßte man ihm ma-

chen? Seine Muter auf Befehl seines Vaters ermordet! Sein Vater schon längst ein Verbrecher, hatte seinen Wohlstand auf meinen Untergang gebaut, da er mich zwingen wollte, ihm meine Hand zu reichen, kurz es gehörte ein verachtungswerthes Gefühl dazu, ihm zu sagen: „Robert, der Graf von Dunkam ist dein Vater, dein Nebenbuhler und der Mörder deiner Mutter zugleich." Und mit welchen Beweisen konnte ich eine solche Anklage belegen? Wenn ich welche hätte, sollte ich sie in die Hände eines Sohnes geben? Was ist zu thun? Sprechen war beinah unmöglich; Schweigen? Hieß dieß nicht meinen Freund um die Hoffnung, in seine Rechte einzutreten, bringen.

Jener Mann, der auf ihn aufmerksam war, dieser hat Theil an den Lastern; Gewissensbüsse, Muth und Tugend schienen ihm nicht fremd, sollte ich ihn in seinem Vorhaben stöhren? Er hatte Robert versprochen, ihm die Geheimnisse seiner Geburt zu enthüllen; ich erinnerte mich auch, daß er der Gräfin versprochen hatte, sie in allen Gefahren zu schützen, und die Gräfin war ungeachtet dessen hülflos, konnte er nicht eben so Robert verlassen? Was würde dann aus

ihm werden? Ohne Freunde, ohne Hoffnung durch Liebe glücklich zu werden, würde er so in Schlachten nicht neuerdings den Tod suchen? Ging Robert zu Grunde, was sollte aus mir werden? Die Unordung meiner Gedanken beraubte mich der Möglichkeit, einen Entschluß zu fassen.

In meinem Alter, und in einem Hause, wo ich zum erstenmahle aufgeführt ward, konnte ich es nicht wagen, mit einem jungen Manne mich insgeheim zu unterreden. Doch wäre es in einer Unterredung vielleicht möglich gewesen, ein Geheimniß zu entdecken, welches so viele Schonung in seiner Behandlung erfordert, auch wäre es unvernünftig gewesen, es zu schreiben; was war also zu machen.

Ich entschloß mich, Robert auf seinen Brief zu antworten, es geschah nicht ohne Mühe. Der geheime Augenblick, den ich benutzen mußte, ihm meine Antwort zu übergeben, sah einer Liebeserklärung so ähnlich, daß ich mich durch die Gleichgültigkeit rächte, mit der mein Brief geschrieben ward. Hier folgt er.

„Ich hatte vergessen, mein Herr! daß Sie bei Verlassung des Roderichs einen

Brief für mich hinterlassen hatten; dieser Erinnerung können Sie die Verachtung nicht anrechnen, mit der Sie sich von mir behandelt glauben. Ihre Gegenwart hat mich überrascht, aber dieß ist keine Verachtung, ich thäte Unrecht, Ihnen so zu behandeln, da, nach den glücklichen Anlagen, die die Gräfin Dunkam an Ihnen bemerkte, ich der öffentlichen Achtung beipflichten muß, die Ihnen Ihr Muth erwarb. Fahren Sie fort, jene zu verdienen; Sie haben eine große Bestimmung zu erfüllen.

„Man weiß nicht, wohin Roderich kam, er selbst wußte nicht um Ihre Geburt. Die Gräfin Dunkam wußte es, in der Stunde ihres Todes vertraute sie es mir. Alle Rücksichten vereinigen sich, mich zur Verschweigung zu bestimmen. Ihre Geburt gestattet Ihnen auf Alles Ansprüche. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Es würde eine lange Unterredung erfordern, Ihnen das Unglück zu enthüllen, dessen Opfer Sie wurden; hiebei darf kein Zeuge seyn, und Sie werden leicht einsehen, daß wir unmöglich allein zusammen kommen können. Erwarten Sie alles von des Himmels Gerechtigkeit. Nehmen Sie die Versicherung, daß

Ihnen kein Glück wiederfahren kann, um welches nicht Anna von Vielmont für Sie flehte."

Ich fand bald Gelegenheit, Robert diesen Brief zu übergeben, den andern Morgen erhielt ich folgende Antwort:

„Sie wissen nun meine Geburt, und fürchten sich, sie mir zu entdecken. Was sind es denn für Geheimnisse, die mich umgeben? O Anne! so abscheulich sie auf immer seyn mögen, so sind sie doch nie den Vermuthungen ähnlich, die Sie in meiner Seele erregten.

„Sie versichern mich, daß ich auf Alles Anspruch machen könne; haben Sie überdacht, welche Deutung ein Liebender diesen Worten geben kann? Aber nein; Ehre und Ruhm sind die einzigen Gegenstände, die Sie dabei dachten; die einzigen, deren Sie meinen Ehrgeitz fähig glauben.

„Was liegt mir am Ruhme? Um welchen Preis wünschte ich einen Nahmen zu führen, von dem meine Liebe Nahrung hoffen dürfte; grausame Anne! sagen Sie mir, daß ich nie Ihr Gemahl werden kann, dann werde ich, weit entfernt meine Geburt zu erfahren, nur den Tod suchen.

Je öfter ich Ihren Brief lese, je mehr ersehe ich daraus, daß Sie nur ungern mir die Entdeckung versagen. Im Nahmen meiner Liebe erbarmen Sie sich meiner! Da Ihnen die Gräfin meine Herkunft entdeckte, so wollte sie gewiß nicht, daß Sie mir es verheimlichen sollten. Wenn diese Entdeckung schrecklich ist, wer kann mir es denn besser enthüllen, als Sie? Ein einziges Wort von Ihnen ist hinlänglich, meinen Schmerz zu stillen, oder die Wirkungen meiner Gefühle zu hemmen.

Was Sie auch immer verlangen, will ich eingehen, um zu einer Unterredung mit Ihnen zu gelangen. Ich schwöre Ihnen, alles, was Sie mir darin sagen, zu vergessen, wenn es seyn muß. Ich schwöre Ihnen, nichts zur Erlangung meiner Rechte ohne Ihre Gutheissung zu unternehmen. Sind Sie nicht eben so Herr meines Willens, wie Sie es meiner Bestimmung waren? Anna! Hören Sie die Stimme des unglücklichen Roberts, und retten Sie ihn aus einer Ungewißheit, die sein Leben abkürzt.

Dieser Brief war dringend, und ich wußte nicht, wie ich darauf antworten sollte.

Roberts Ungeduld schien mir natürlich, da ich sie selbst erweckt hatte, so schien es mir unbillig, ihm die verlangte Erklärung zu versagen; aber wie wäre diese Erklärung einzuleiten? Einige Tage konnte ich keinen Entschluß fassen, und während dieser Zeit war Robert so traurig, daß es alle Leute auf dem Schloß bemerkten. Selbst Klementine sagte mir halb im Ernste, und halb im Scherze, daß sie mich für eine gefährliche Nebenbuhlerin ihrer Tante halte. Ich war entschlossen ihr zu sagen, daß Robert der nähmliche sey, dessen ich erwähnen mußte, da ich ihr mein Schicksal auf dem Schloß erzählte; daß er aber nicht Roderichs Sohn, sondern ein Abkömmling einer der ersten piemontesischen Familien sey. Ich ließ mich mit ihr in eine Erklärung ein, ohne jedoch ihr ein Geheimniß zu verrathen, das nicht mein war. Ich sagte ihr, daß ich die zweite sey, der Roberts Schicksal bekannt, und vielleicht allein gesinnt wäre, ihn davon zu unterrichten; daß ich aber niemahl mit ihm allein seyn, und daß aber auch keine dritte Person dem Geständniß beiwohnen dürfe, welches ich ihm zu machen hätte.

Nach dem Gemälde von Roberts Karakter lachte Klementine über die Gutherzigkeit

ihrer Tante, die ohne Zweifel nur dazu gedient hatte, zwei Liebende sich zu nähern. Sie dachte hernach darüber nach, Hindernisse zu heben, die unübersteiglich schienen, es glückte ihr mit einem Blick, der nur von allen Leidenschaften frei so scharf seyn konnte.

Sie wollen nicht allein mit diesem jungen Manne sprechen; — sagte sie zu mir: Sie thun recht, ihm ihre Liebe nicht zu zeigen, damit es meine Tante nicht entdeckt. Nehmen Sie sich in Acht, sie beobachtet Ihnen. Auch gebiethet es Ihnen die Klugheit, keinem Dritten das Geheimniß zu vertrauen, da selbst Robert Ihnen nicht zugestehen würde, jedem andern, denn ihm, seine Geheimnisse anzuvertrauen. Mein Rath wäre dieser: vertrauen Sie die ganze Sache dem Papier, gestatten Sie alsdann Robert eine Zusammenkunft im Schloßgarten, ich werde Sie begleiten; hier vertrauen Sie ihm das Papier, mit der von ihm so sehnlichst gewünschten Entdeckung, befehlen Sie ihm, es leise in meiner Gegenwart zu lesen, und Ihnen ohne die kleinste Bemerkung zurückzugeben. Meine Gegenwart wird ihn zur Befolgung zwingen, und Sie zugleich allen weitern Fragen, die

sie befürchten, überheben. So kommt Ihr Schrift nur einen Augenblick aus Ihren Händen, und wird keine unglückliche Folgen nach sich ziehen. Robert steht es alsdenn frei, wenn er noch einige Erläuterungen von Ihnen wünschte, mich mit zur Vertrauten zu machen. Nehmen Sie die Versicherungen, daß ich alles anwenden werde, Ihnen zur Ausführung dessen zu verhelfen, was Sie als eine Pflicht erkennen, und das Ihnen vielleicht eine glücklichere Zukunft schaffen wird."

Innigst dankte ich meiner Freundin für ihren vernünftigen Rath und ihre zuvorkommende Gefälligkeit.

Drittes Kapitel.

Wirklich, wirklich bist du schon verschwunden,
Meines Lebens holder, schöner Mai?
Eh ich noch mir meinen Kranz gewunden,
Ist die Zeit der Blumen schon vorbei?

War es das, was ich von Freude träumte,
Als aus ihrem goldenen Pokal
Lust und Fülle mir entgegen schäumte,
In der Jugendsonne hellem Strahl?

Laß doch, Herz, dein ungestümes Pochen!
Lächle ruhig, stürmendes Gesicht!
Blumen, wie wir sie im Traum gebrochen,
Solche Blumen blühn auf Erden nicht.

Auf meinem Zimmer sammelte ich meine Kräfte, und schrieb folgendes Billet an Ro-

bert, welches ich ihm unbemerkt zu übergeben, den andern Morgen schon Gelegenheit fand.

„Die Gräfin Dunkam hat mir nicht verbothen Ihnen Ihre Geburt zu enthüllen, sie vertraute sie mir in der Hoffnung, es Ihnen einmahl entdecken zu können. Ich gehorche ihr, und gestatte Ihnen, mit mir eine Zusammenkunft unter folgenden Bedingungen:

Fräulein Klmentine wird mich begleiten; in ihrer Gegenwart werde ich Ihnen eine Schrift übergeben, die das Verlangte enthält; leise müssen Sie es lesen, in Klementinens Beiseyn müssen Sie mir es zurückgeben, und ohne die geringste Frage mich sogleich verlassen. Die Erfüllung dieser Bedingungen müssen Sie halten, und zugleich Ihr Wort Ihnen heilig seyn, nie ohne meine Beistimmung etwas in Betreff dieses zu unternehmen."

Einige Augenblicke hernach übergab mir Robert folgende Antwort:

„Bestimmen Sie den Tag, die Stunde und den Ort; ich werde Ihre Güte durch Fragen nicht mißbrauchen; ist es nicht

hinlänglich, daß Anne befiehlt, wenn Robert gehorchen soll?"

An mir lag es nun, mein Versprechen zu erfüllen; ich brachte einen Theil der Nacht zu, das fatale Schreiben zu entwerfen, welches ich dem Sohne der Gräfin Dunkam übergeben sollte; und nicht ohne Bewegung ordnete ich die Schicksale, die ich seit einem Jahre duldete. Der Wahrheit konnte ich nicht ganz folgen. Ich verwickelte Roberts Geschichte so, daß er unmöglich die Wahrheit entdecken konnte, zitternd für den Folgen hüllte ich alles in einen Schleier; doch so — daß er denken mußte, ich hätte ihm alles bemerkt, was ich wisse.

Mit Klementine redete ich die Zusammenkunft auf den folgenden Morgen um acht Uhr in einem entfernten Gebüsche des Gartens ab, das uns vor jeder Entdeckung sicherte. Die Stunde kam, in der ich mich ihm nähern sollte, ich fürchtete, selbst das verabredete Schweigen zu unterbrechen. Gestützt auf den Arm meiner Freundin, gingen wir langsam hin; ich fürchtete mich an den bestimmten Ort zu kommen, und doch konnte ich unsere Ankunft daselbst kaum erwarten. Robert war schon da, er schien nicht mehr Gegenwart

des Geistes zu besitzen, denn ich. Wir sahen uns an, errötheten und zitterten; öfter und immer vergebens, versuchten wir zu sprechen, und uns einander zu nähern; lange würden wir in dieser Lage geblieben seyn, wenn uns Klementine nicht an den Beweggrund unserer Zusammenkunft erinnert hätte.

Aus meinem Busen zog ich das Schreib n; mit weggewandten Blicken übergab ich es dem Sohn der Gräfin. Er drückte meine Hand gegen sein Herz, es schlug so heftig als das meine. Ich vermochte nicht, sie zurück zu ziehen. Ich fühlte sie benetzt von heißen Thränen. Auch ich weinte. Ich warf mich in Klementinens Arme, und ruhte mit meinem Kopf auf ihrer Schulter, ich wollte meine Thränen dem verbergen, für den sie flossen. Meine Seufzer konnte ich nicht unterdrücken, er hörte sie gewiß, denn die seinen antworteten mir.

Robert sammelte zuerst den Muth wieder, dessen ihn die Liebe beraubt hatte, er öffnete den Brief. Ich mag es nicht versuchen, die Trauer, die Verwunderung, die Wuth und die Niedergeschlagenheit zu schildern, die eins ums andere ihn beherrschten. Mein Schleier verbarg mir einen Theil, aber Kle-

mentine beobachtete ihn sorgfältig. Sie hielt mich umschlungen, und an ihrem Zittern bemerkte ich die verschiedenen Gemüthsbewegungen, denen dieser junge Mann beinah unterlägen wäre. Einzelne Worte entfuhren ihm; seine gegen Himmel gerichteten Blicke schienen um Hülfe zu flehen. Oefter hörte ich ihn die Worte wiederhohlen: „Unglückliche Gräfin! O meine Mutter!“ Die Worte erstarrten auf seinen Lippen, seine Knie zitterten; bewußtlos sank er zu unsern Füßen. Ein unwillkührlicher Schrei entfuhr mir. Klementine legte ihre Hand auf meinen Mund; es war zu spät. Kaum war mir der Ruf entfahren, so näherten sich uns schon Tritte, und unbemerkt standen uns Frau von Albano und der Graf Dunkam zur Seite.

Welche Szene! wer vermöchte sie zu schildern? Die Rückerinerung macht mich noch zittern. Robert lag ohne Besinnung am Boden; mein Vormund warf uns Blicke zu, in denen sich seine Laster mahlten. Ich, ohne Kraft und ohne den Muth zu sprechen, stützte mich auf Klementine, die sich selbst kaum erhalten konnte. Frau von Albano, von Eifersucht gequält, wußte nicht, ob sie die Fülle ihres Zornes auf mich, oder ihre Nichte wer-

sen sollte; bei letzterer schien sie stehen zu bleiben: ich wiederhohle es, es ist unmöglich, mit Worten ein Gemälde zu entwerfen, in dem sich, wie es schien, alle vereinigt hatten, nichts zu sprechen. .

Ich war in einer Unterredung überrascht, und meine schuldlose Aufführung konnte mir bei zwei Personen, die mich gerne schuldig gefunden hätten, nicht zur Entschuldigung dienen. Der Graf Dunkam, trotzig auf die Vermuthungen, die ihm die Lage, in der er mich fand, eingab; versäumte keine Gelegenheit, sie zu nützen. Er nahm mich beim Arm, und zog mich, ohne daß ich den geringsten Widerstand leisten durfte, fort; er führte mich bis in den ersten Hof, wo der Wagen, welcher ihn hieher brachte, noch stand. Ohne mir eine Einrede zu gestatten, ohne sich darum zu kümmern, was die Familie denken würde, von der ich so wohl aufgenommen ward, ohne dem Grafen Bruno, der uns begegnete, zu antworten, der ihn voll Staunen angeredet hatte, zwang er mich, in seinen Wagen zu sitzen, nahm das Pferd eines Bedienten, der ihn begleitet hatte, und gab Befehl zur Abfahrt. Während der Reise sah ich ihn immer vor dem Wagen; er schien

weniger über eine Anrede an mich verlegen zu seyn, als ich, mich bei ihm zu rechtfertigen. Kaum waren wir eine Stunde so gefahren, als mir kein Zweifel mehr über den Ort blieb, wo ich hingebracht werden sollte; wohin sonst, als in das Schloß dieses Wütherichs; ich war nun in seiner Gewalt, mit weniger Hoffnung, ihn hintergehen, oder zum Mitleid bewegen zu können, denn er hatte mein Schreiben an Robert in seiner Gewalt.

Mit einem einzigen Wort an den Grafen Bruno hätte ich gewiß meinen Aufenthalt verzögern können; ich hätte doch die Hoffnung gehabt, daß er sich meines Schicksals hinlänglich angenommen hätte, um mich der Gewalt des Grafen zu entziehn; aber ich muß gestehen, nichts schien mir in diesem Augenblick abscheulicher, als meinen Vormund in eine Zusammenkunft mit seinem Sohne, den er nicht kannte, zu versetzen; mit einem Sohne, der ihn nur als seinen Nebenbuhler und den Mörder seiner Mutter ansehen konnte. Roberten einer solchen Lage zu entziehen, wäre mir auch der Tod nicht zu viel gewesen. Man wundere sich also nicht über die Folgsamkeit, die ich dem Grafen Dunkam bewies. Obschon mir Erstaunen, Schmerz

und Abscheu einen Theil meiner Besinnung raubten, so wollte doch lieber ich alles Unglück ertragen, als es Roberten fühlen lassen. Für ihn fürchtete ich alles. Der Trost, muthvoll meine Bestimmung erfüllt zu haben, unterstützte mich auf meinem Wege. Gewiß war jener, für den ich mich aufopferte, bekümmerter, denn ich.

Bei der Frau von Albano sah ich wohl ein, daß sie durch meine Ueberraschung ihre Vermuthung rechtfertigte, ich zweifelte nicht, daß ich ihr die Erscheinung des Grafen zu danken habe. In der Folge erfuhr ich auch, daß sie am zweiten Tag meine Ankunft dem Grafen Dunkam geschrieben hatte, meine Vernunft sey an der Liebe gescheitert. Sie gab vor, daß ich mit einem jungen Abentheurer hätte entfliehen wollen; sie hatte ihn genannt, und der Nahme Roberts war bei meinem Vormund hinlänglich, ihn in die größte Bewegung zu setzen. Dieser Brief war noch außerdem ein neuer Antrieb, den Grafen zur Ausführung eines Vorhabens anzufeuern, das er lang im Schilde führte. Da er mir gestattete, aus dem Kloster zu gehen, hatte er schon beschlossen, daß ich nie mehr in selbes zurückkehren sollte, da er nicht zweifeln

konnte, daß ich auch meine Freiheit aufopfern würde, mich vor der Rückkehr nach dem Schloße Dunkam zu schützen; es freute ihn, ein Mittel gefunden zu haben, mich dahin zurückzuführen, ohne daß ich den geringsten Einwurf machen durfte. So verschworen sich das Laster, der Zufall und die lächerliche Eifersucht eines alten Weibes zu meinem Untergang.

Bei unserer Ankunft im Schloße führte mich der Graf sogleich auf das Zimmer seiner Gattin: — Setzen Sie sich, — sagte er zu mir, und zwang mich auf einen Sessel, der nahe an dem Bette meiner unglücklichen Freundin stand: — ich will den Inhalt dieses zärtlichen Briefes wissen, dem der Abentheurer, mit dem Sie in Verbindung stehen, nicht widerstehen konnte. Könnte ich mir doch einbilden, daß er für mich bestimmt gewesen sey, gewiß würde auch ich den glänzenden Ausdrücken Ihrer Liebe unterliegen." Bei diesen Worten zerrieb er das Papier in seinen Händen, und schoß wüthende Blicke auf mich; schreckenvoll saß ich da, meine Glieder erstarrten, Tod war in meinem Blute. Ich konnte meinen Leiden nicht widerstehen, und ließ mein Haupt auf das Bett der Gräfin sin-

ken, auf das nehmliche Bett, wo ich sie ein Jahr früher blaß und dem Tode nah gesehen hatte, wo sie es noch versuchte, mich in ihre Arme zu drücken, und für mich den Schutz des Himmels erflehte; aber ich ward bald durch die Flüche des Grafen aus meiner Bewußtlosigkeit geweckt. — Verflucht! — schrie er immerwährend mit dem Ausdruck des höchsten Zornes. — Ich werde gerächt werden; — schrie er, und stampfte mit den Füßen auf den Boden. Einigemahl schien er sich zu beruhigen, und da wagte ich es, ihn anzublicken. Seine Augen waren erhitzt, die Hölle schaute aus seinen Blicken, alle seine Züge hatten den Eindruck des Lasters.

Sie schmeichelten mir nicht, Fräulein, — sagte er nach Lesung des Schreibens zu mir, mit halb ernsthaft, halb spöttischer Miene; — Ich hätte Ursache, mehr Nachsicht von Ihnen zu erwarten. Nichts ist wahr in diesem Schreiben, als mein Wille, Sie zu heurathen. Da Ihnen nun meine Gesinnung bekannt ist, so vermeiden Sie eine Widersetzung, die fruchtlos wäre. — So lange in mir ein Athemzug lebt, — schrie ich mit mehr Stärke, als ich mir zutraute: — wird Anne nie die Gemahlin des Grafen Dunkam wer-

den. — Dieß ist eine schreckliche Entschließung. — Die ich nie widerrufen werde. — Zittern Sie, wenn Sie mich aufs Aeußerste bringen. — Wenn mein Leben noch einigen Werth für mich hat, so werde ich nichts fürchten. — Wer versichert Ihnen hievon. — Die Verwendung, die Sie aus meinem Glück machten, Herr Graf! Ich weiß mehr, als ich gesagt habe. — Was wissen Sie denn? — Daß es Ihnen leichter seyn wird, mich zu hintergehen, als eine Familie, die schon gegen Sie gereitzt ist. — Wenn ich wirklich so bin, wie Sie mich schildern, glauben Sie, daß solche Bemerkungen mich einen Augenblick zurückhalten werden? — Ja, ich glaube es; denn bloß der Eigennutz gibt Ihnen das schändliche Verhaben, sich mit mir zu verbinden, ein. — Was auch mein Beweggrund sey, ich verlange Gehorsam. — Den ich nie leiste! — Unvorsichtige Anne! zittern Sie, ich wiederhohle es Ihnen. — Längst habe ich mich schon in den Willen der Vorsicht ergeben. — Sie wissen das Schicksal nicht, das ich Ihnen bestimme. — Ich werde mich allem unterziehen. — Gott soll mich strafen, wenn ich Sie nicht bald zum Gehorsam zwingen werde.

werde. — Sie können mich aufopfern, aber nie, nie werde ich Ihre Gattin werden.

Diese letzten Worte sprach ich im Tone der größten Verzweiflung. Der Graf ging während diesem Gespräche in großen Schritten im Zimmer auf und ab, stand dann still, und betrachtete mich mit boshaft lächelnder Miene: — Glauben Sie, sich mir widersetzen zu können, — sagte er zu mir: — Bedenken Sie, daß ich unumschränkte Gewalt über Sie habe. Wem werden Sie klagen? Freunden, die Sie hassen, und Ihnen beinah aus ihrer Freundschaft verstoßen haben. Glauben Sie vielleicht einen meiner Leute bestechen zu können? Ihre Bemühungen würden unnütz seyn; ich werde Sie stets beobachten. Von heute an sind Sie meine Gefangene; Sie dürfen das Zimmer nicht verlassen; weder Ihre Klagen, noch Ihre Thränen, werden mich erweichen. — Grausamer Mann! — Gehorchen Sie; suchen Sie durch strenge Unterwerfung den zu besänftigen, den Sie hintergangen haben. — O Sie schrecken mich nicht! — rief ich mit erhitzter Stimme, und bedeckte meine Augen mit den Händen: — In diesem Zimmer, an diesem Bette der Todten wollen Sie von mir ein

gleiches Geständniß erpressen!“ — „Ja! schrie er mit Wuth, und faßte mich bei einer Hand: An diesem Lager der Verstorbenen. — Schatten meiner Freundin! stammelte ich, und fiel auf meine Knie: Ich rufe dich an gegen meinen Peiniger, o schütze, schütze mich; ich habe deinen besten Willen erfüllt, ich habe alles gewagt, Robert zu unterrichten! — — Wie, Sie unterstehen sich, ihn in meiner Gegenwart zu nennen? — — Es ist Ihr Sohn, Herr Graf, es ist der von Ihrer unglücklichen Gattin so beweinte Eduard! — Niederträchtige Lüge! schrie der Graf: Mein Sohn, o mein Sohn ist tod. Schweigen Sie! schweigen Sie, rief er, da er bebemerkte, daß ich ihm antworten wollte. — Ihre Reden thun mir wehe. — Im größten Aufruhr verließ er mich, heftig schloß er die Thüre meines Zimmers.

Gewiß hatte er wahr gesprochen, da er sagte, daß meine Reden ihn schmerzten. Es wäre unmöglich, daß er bei der Nachricht vom Leben seines Sohnes keine Rührung empfinden sollte; ungeachtet seiner Bemühung, mich zu überzeugen, daß sein Sohn todt sey, sah ich doch, daß er es selbst nicht glaubte. So gingen also die Vermuthungen

der unglücklichen Gräfin Dunkam in Wirklichkeit über. Der Schmerz ihren theuern Eduard von ihrem Gemahl zurückgewiesen zu sehen, war die einzige Ursache ihres Schweigens. Doch hätte vielleicht die Sanftmuth dieses Weibes das Herz des Grafen erweichen können. Ihre Klugheit wäre der einzigen Hinderniß, von wem sie das Schicksall ihres Sohnes wisse, ausgewichen; sie hätte die Eigenliebe geschont, die ihren strafbaren Gemahl mit Macht ergriffen hatte; wo im Gegentheil mein Schreiben alle Leidenschaften des Grafen aufs neue erweckte. Die erste Nachricht vom Leben seines Sohnes empfing er von mir mit der Vermuthung, daß ich nun alle seine Verbrechen wisse; mit dem noch weit fürchterlichern Gedanken, daß auch sein Sohn darum wisse. — O! wie sehr würde er da erniedrigt werden! In diesen Gedanken vergaß ich sein Vorhaben, seine Drohungen, und Mitleid trat an die Stelle des Abscheus.

Viertes Kapitel.

Alles Glück ist Täuschung nur hienieden,
Leiden ist des Sterblichen Beruf.
Suche keine Freistatt für die Tugend,
Die der Schöpfer, um geprüft zu werden,
schuf.
Traue nie dem Anschein deines Glückes,
Nichts ist heute, wie du gestern es gesehen;
Freue dich des jetz'gen Augenblickes,
Aber fürchte stets den kommenden.

Gerne hätt ich mich der Unvorsichtigkeit angeklagt, dieß wichtige Geheimniß dem Papier anvertraut zu haben, aber wenn ich überdachte, mit welcher Behuthsamkeit ich zu Werke gegangen war, wenn ich bedachte, daß ich der Gräfin geschworen hatte, nie ihren Sohn zu vergessen, und diese Gelegenheit allein both mir die Möglichkeit dar,

ihm seine Herkunft zu entdecken, so tröstete ich mich mit dem Bewußtseyn, eine Pflicht erfüllt zu haben. O mein lieber Eduard, in diesem unglücklichen Augenblick, wo ich das mir von der Vorsicht bestimmte Schicksal nicht wußte, in diesem Augenblicke tröstete mich der Gedanke, dir zur Wiedererlangung jener Rechte, die du so vorzüglich verdienst, beigetragen zu haben; weil dein grausamer Vater meine Aufopferung zu seinem Vorhaben beschlossen hatte, so versüßte ich mir dadurch dieselbe, daß ich sie zu deinem Nutzen verwandte. Jetzt weißt du wenigstens doch, wem du dein Daseyn verdankest; du kennst jetzt meine Liebe, und siehst die Hindernisse zwischen uns; ich war eine Gefangene, Eduard aber frei — wird er wohl nichts für mich unternehmen? Mein Herz versicherte mich vom Gegentheil; ohne daß ich im Stande gewesen wäre, mir meine Hoffnungen auf etwas zu gründen, so halfen sie doch mir meine schmerzliche Lage erleichtern. Ich fand mich jetzt weit ruhiger, als ich es nach einem so schrecklichen Tage, wie der verflossene, erwarten durfte.

Mit Schmerz bemerkte ich, daß ich keinen der Diener kenne, die zu meiner War-

tung bestimmt waren. Es war schon tief in der Nacht, und noch war kein Weib zu meiner Bedienung gekommen; allein in dem Gemache, wo die Gräfin starb, konnte ich mich dem Schauder nicht entziehen, und wenn ich meinen Vormund um etwas hätte bitten dürfen, so würde ich ihn um meine vorige Wohnung ersucht haben. Ich war aber entschlossen, ihm keine Gelegenheit zu geben, mir etwas abzuschlagen, und wenn ich ihn um etwas hätte ersuchen können, so wäre es nur für seinen Sohn gewesen, in dem sich mein Zutrauen und meine Hoffnungen vereinigten.

Es war Mitternacht; Mattigkeit und der Schlaf bemächtigten sich meiner, und ich konnte mich nicht entschließen, in einem Bette zu liegen, wo meine unglückliche Freundin den Folgen einer Vergiftung unterlag; ich ließ mich in einen Sessel nieder, als ich plötzlich ein Geräusch in dem an das Zimmer der Gräfin anstossenden Kabinet hörte; ich näherte mich, und bemerkte einen Bedienten, der ein Bett zurichtete; und gleich darnach trat Frau Durfeld zu mir ein. Ihr Anblick flößte mir mehr Vergnügen als Entsetzen ein, ich wußte doch wohl, daß sie

mehr mich zu peinigen als zu bedienen kam; ich war aber doch nicht mehr allein, dieß war mir das Angenehmste.

Meine Empfindungen bestimmten ihre Aufnahme. Entweder erwartete sie, mit bö-ser Laune empfangen zu werden, oder ist Rührung Ursache, die auch die härtesten See-len bei den Leiden der Unschuld empfinden; sie vermied das Schreien ihrer schauderhaf-ten Stimme, als ich ihr sagte, daß ich viel leide; sie schien selbst durch die Verwir-rung bewegt, die in mir herrschte; da sie darauf drang, daß ich zu Bette gehen sollte, und ich ihr meinen Abscheu bekannte, den ich fühlte, mich in ein Bett zu legen, wo mir das Bild meiner verstorbenen Freundin stets vorschwebte, so antwortete sie mir in einem milden Tone: „Nun wohl, ich, die keine Furcht habe, will hier schlafen; legen Sie Sich in das Bett, was man nebenbei für mich zurichtete; denn, obschon Ihre Furcht lächerlich ist, will ich Sie doch nicht plagen, ihr Zustand flößt Erbarmen ein.“ — Ich war ihr für das letzte Wort so sehr verbunden, daß ich ihr bei meinem Eintritt in das Kabinet die Hand drückte, hier fand ich doch die Ruhe, derer ich so sehr bedurfte.

Den folgenden Morgen zweifelte ich nicht mehr, daß die Ruhe, die ich einen Augenblick genossen hatte, meine Kräfte vollends erschöpft hatte; ich ward schwach; nur mit Mühe erinnerte ich mich dessen, was vorgegangen war, empfand kaum meinen gegenwärtigen Zustand, und die Furcht vor der Zukunft. Ich war mehr zerrüttet, als ich selbst dachte. Dieser Zustand währte acht Tage, in denen der Graf sich sehr nach einer Unterredung mit mir sehnte, aber Frau Durfeld selbst versicherte ihn, daß ich hiezu zu schwach wäre. Nach und nach erhohlte ich mich; ich weiß nicht; ob ich dem Himmel für meine Genesung dankte, sie verlängerte nur meine Leiden.

Ich fürchtete immer einen neuen Besuch des Grafen, als er einstens in mein Zimmer trat. Er ging einige Zeit auf und ab, ohne daß es schien, als wenn er mich bemerken wollte; ich beobachtete alle seine Bewegungen, und erwartete mit Ungeduld seine Anrede. Einigemahl schien er die Stille unterbrechen zu wollen; er stand still und betrachtete mich; er verlangte gewiß, daß ich errathen sollte, was in seiner Seele vorging; endlich redete er mich an: „In meiner letz-

ten Unterredung mit Ihnen, Fräulein, glaube ich bemerkt zu haben, daß Ihnen Ihr Verfahren gegen Robert durch die Gräfin Dunkam empfohlen ward. Auch auf dem Todtbett ist diese Frau noch mit Lügen umgegangen; sie wollte, daß ihr Haß gegen mich fortgepflanzt werde. Aber, sagen Sie mir, woher sie den Gedanken schöpfte, daß dieser Abentheurer ihr Sohn sey? wer gab ihr diese Vermuthung?" Ich antwortete ihm nicht, aber es freute mich inniglich, daß ich in Betref von Roberts Räuber das Ganze nur oberflächlich berührt hatte, „Sie schweigen," fuhr er fort: „Sie fühlen zu wohl den Wiederspruch dieser Aufführung; vielleicht irre ich mich, und die Befolgung des Befehls der Gräfin dient vielleicht nur zum Vorwand für die Liebe, die Sie für diesen jungen Menschen empfinden." — „Ich weiß nicht, was Sie denken," erwiederte ich ihm mit der größten Kaltblütigkeit: „indem Sie so mit mir sprechen. Wenn Sie die Wahrheit erfahren wollen, so will ich Ihnen ganz offenherzig gestehen, daß ich, als ich das Erstemahl Robert hier erblickte, ihm gleich meine Achtung nicht versagen konnte, und da ich erfuhr, daß er Ihr Sohn sey ——

— „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich keinen Sohn mehr habe;" unterbrach mich der Graf mit Hitze: „Ein Abentheurer der Sohn des Grafen Dunkam!" „Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie keine Beweise vom Tode Ihres Sohnes haben." — Wer wird mich also vom Gegentheil überzeugen? — „Ich, wenn Sie mich anhören wollen." — Er schien über die Festigkeit verwundert, mit welcher ich diese Worte sprach. — „Sie!" wiederhohlte er in einem bewegten Tone und schwieg.

Ich sah, daß etwas Außerordentliches in ihm vorgehe; heftig ging er im Zimmer umher, und ließ sich endlich auf einen Sessel sinken, er bedeckte mit der Hand sein Gesicht, und schien in Leiden versunken. Plötzlich fuhr er auf: „Ich will nichts hören, es ist zu spät, ich wiederrufe nicht." — „Wie," sagte ich, da ich sah, daß er von Schmerz unterdrückt auf der nähmlichen Stelle blieb: „ist es zu spät, zur Tugend zurückzukehren? Ist es zu spät, Fehler zu verbessern und glücklich zu werden. Ich bitte Sie inständigst, mich nicht zu unterbrechen. Sie leiden durch Ihr Gewissen heftig, und rächen Sich dafür an denen, die Ihnen

umgeben. Hoffen Sie nur einen Augenblick, daß Ruhe in Ihre Seele zurückkehren wird, und Sie werden überzeugt seyn, daß jene zurückkehrt. Gewiß sind bereits Unglücke entstanden, die sich nicht mehr verbessern lassen; meine Freundin, die unglückliche Gräfin Dunkam — — — Sie schaudern Herr Graf! ich werde nicht fortfahren; aber wenn dieser junge Mensch, welchen Sie einen Abentheurer nennen, und welcher, da er keine Stütze in der Welt hat als seine Tugend, allgemeine Achtung sich in einem Alter erworben hat, das nahe an die Kindheit gränzt; wenn dieser Ihr Sohn wäre, so fragen Sie Ihr Herz, ob dieser Gedanke die Schmerzen sichrer Rückerinnerung versüßen würde?" Der Graf hörte mich mit Unruhe an; er stand auf, zog mein Schreiben an Eduard aus seinem Busen, und rief mir zu: „Sie sind es, Unvernünftige, die mir die Rückkehr zur Reue unmöglich machte. Nein, nein, Robert ist nicht mein Sohn, aber ich kann niemahl den dafür erkennen, vor welchem ich jedesmahl erröthen müßte. Dieß Schreiben hat meine Bestimmung bewirkt — und die Ihrige. Verschonen Sie mich mit Thränen und Klagen, mit Vor-

würfen, die mich zwar schmerzen, nie aber bessern würden. Nur am Altare werde ich Sie wieder sehen — oder im Grabe, das den Einzigen, der gegen mich zeugen könnte, verbergen soll.“

Ich war wie vernichtet — — — Einen Augenblick glaubte ich diesen Grausamen erweichen zu können, einen Augenblick glaubte ich ihn unschlüssig zu sehen — Schrecklicher Irrthum. Das, was ich für eine Wirkung der Gewissensbisse hielt, war im Gegentheil nichts als die Folge einer Wuth, die er auszulassen sich bestrebte. Ich hatte keine Hoffnung mehr als den Tod, er allein konnte mich den Verfolgungen entziehen, denen ich zu unterliegen nahe war, er allein konnte mich unendlichen Leiden entreissen. Ich erflehte, ich wünschte mir ihn, aber er schien mir schrecklich, sobald ich an Eduard dachte, wenn ich mir ihn verlassen — vielleicht von seinem Vater verfolgt dachte! Ich schien mir eine Stütze gegen den Zorn des Grafen für diesen jungen Mann, daher fürchtete ich meinen Tod, welcher für ihn das größte Unglück wäre.

Graf Dunkam hielt sein Wort. Acht Tage verflossen, ohne daß er zu mir kam.

Jeden Morgen liess er mich fragen, ob ich entschlossen sey, ihm zum Altare zu folgen; auf jede abschlägige Antwort sagte mir Frau Durfeld, werde ich mehr Mangel leiden müssen. Ich sah mich endlich von allem beraubt, was mir mein Gefängniß erträglich machen konnte, das Zimmer, welches ich bewohnte, war für mich eines geworden. Keine Bücher, keine Musik mehr. Man verschloß die Läden der Fenster, deren Aussicht in den Garten war. Meine Nahrung war schlechter und kaum hinlänglich, meinen wenigen Hunger zu stillen; kurz, der Graf behandelte mich, wie eine strafbare Sklavinn, um mich zur Verbindung mit ihm zu nöthigen. Da ich mich bei Frau Durfeld beklagte, so antwortete sie mir, daß ich noch weit unglücklicher seyn würde, wenn sie nicht die harten Befehle des Grafen noch mildere. — Sie wissen nicht, sagte sie am achten Tage zu mir: was ich um Ihre Erhaltung wage, sonst würden Sie mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber ich rathe aus Liebe zu Ihnen, wiedersetzen Sie Sich nicht länger, oder Sie sind verloren. — Ich wollte sie um Erklärung bitten, sie betrug sich wie jemand, der unwillkürlich ein großes

Geheimniß verrathen hätte, und verließ mich mit ungewöhnlichem Aufbraußen.

Im schmerzlichsten Gefühle ging ich aus ihrem Zimmer auf das meinige zurück, vor meinem Bette ließ ich mich auf die Knie nieder, um ungehindert weinen und bethen zu können. Wie sehr erstaunte ich, als ich ein versiegeltes Billiet mit meinem Nahmen beschrieben, fand. Mit Uebereilung eröffnete ich es; mit Vergnügen und Entsetzen entdeckte ich, daß es von Eduards Räuber geschrieben war, denn die Schrift war jener in den Briefen an die Gräfin Dunkam ähnlich. Ich fing zu lesen an:

„Anne! der Himmel, der die Unschuld beschützt, wacht auch über Ihnen; der reinsten Freundschaft hat er die Sorge für ihre Befreiung übertragen — der heftigsten Liebe anvertraut. Alles wird in der Stille bereitet, Sie Ihrem Verfolger zu entreissen; aber man muß Zeit gewinnen; Sie allein vermögen es. Vernehmen Sie hiedurch, daß der Graf Dunkam beschlossen hat, des Nachts in Ihr Zimmer zu kommen, und Sie zu entehren, um keine andere Ausflucht als die Befolgung seiner Befehle möglich zu machen

Bereden Sie Sich mit Frau Durfeld, nun diesen Grausamen zu unterwerfen; wenn Sie ihr dieß Billiet zeigen, so wird ihr Betragen sanfter werden. Reden Sie nie vom Verflossenen mit ihr, und Vertrauen Sie ihr für die Gegenwart, Ihr Wohl hängt davon ab.

Welche neue Zerrüttung machte dieß Schreiben in meinen Gedanken! konnte ich mich dem Räuber Eduards anvertrauen? er betrug sich immer gegen Robert gut; alle Vorhersagungen, die er der Gräfin mittheilte, bestätigten sich; ich konnte aber auch nicht vergessen, daß er sie zu schützen versprach, und daß sie als ein Opfer der Treulosigkeit ihres Gatten starb, den die schlechte Durfeld nur zu sehr unterstützte; dieser hatte er den Trank übergeben, der der Gräfin Leben endete! und dieser sollte ich mich anvertrauen? Man verboth mir, vom Verflossenen mit ihr zu sprechen; sie kam allein in mein Zimmer, sie allein konnte das Billiet niedergelegt haben, das ich eben fand; meine erste Vermuthung war, daß sie mit meinen Vormund einverstanden sey, mich in ein unsichtbares Unglück zu stürzen.

Doch war mir die Handschrift in diesem

Billiet bekannt; Eduards Rauber zeigte sich immer als ein schrecklicher und heimlicher Feind des Grafen; die Briefe, welche ich von ihm gesehen hatte, waren in dieser Hinsicht so frei geschrieben, daß man sich in ihnen unmöglich irren konnte. Er konnte also mit meinem Vormund nicht einverstanden seyn, mich zu hintergehen. Wie kam es, daß ein Schreiben von ihm diese Frau Durfeld verändern sollte, die mir immer dem Grafen Dunkam ergeben schien? Jemehr ich nachdachte, je weniger konnte ich mir dieß enträthseln.

Bald hoben sich die Zweifel durch meine Gefahr. Das Verflossene hatte mich zu sehr überzeugt, daß mein Vormund zu allem fähig sey. Allmächtiger Gott! wäre es strafbar, meine Tage zu verkürzen, um meine Unschuld zu retten? — Was konnte ich wagen, wenn ich auf Frau Durfeld vertraute. Wenn sie meinen Untergang befördern wollte, so war ich ja in ihrer Gewalt, und blieb mir nicht der Tod als die letzte Hilfsquelle? Wenn sie aber im Gegentheil bemüht wäre, mich dem Schicksal zu entziehen, zu dem ich bestimmt scheine — —?

Fünftes Kapitel.

In anderer Glück sein eigenes finden,
Ist dieses Lebens Seligkeit,
Und anderer Menschen Wohlfahrt gründen,
Schafft göttliche Zufriedenheit.

Ich ging zu Frau Durfeld, hielt das Schreiben in der Hand, welches ihr zu zeigen mir befohlen ward, und zeigte es ihr mit Zittern, ohne sie jedoch, während sie es las, einen Augenblick aus den Augen zu lassen.

Kaum hatte sie es gelesen, als sie in einem Zutrauen einflößenden Tone zu mir sagte: „Ich kann mich also endlich ohne Zagen dem Mitleide hingeben, daß Sie mir einflößen. Unglückliche Anne! Wie viel hat es mich gekostet, Ihnen nützen zu dürfen. Dieß

Schreiben enthält die reinste Wahrheit, der Graf hat beschlossen Sie zu entehren; diese Nacht ist bestimmt, ein so schändliches Vorhaben zu vollziehen; Sie haben nur einen Weg es zu hindern. Verlangen Sie eine Zusammenkunft mit Ihrem Vormund, und versprechen Sie ihm, ihn in einer bestimmten Zeit zu heurathen — —" „O nie, nie;" schrie ich sie unterbrechend: „weil man mir gerathen hat, mich an Sie zu wenden, so muß ich Ihnen mit meiner Liebe zu Eduard und meinem Haße gegen den Grafen bekannt machen. Sie kennen seine Verbrechen." — „Ja, ich kenne sie;" antwortete Frau Durfeld entschlossen: „der Himmel wird ihn nicht unbestraft lassen." — „O gewiß nicht, man müßte seine Gerechtigkeit bezweifeln. Sie wissen, auf welche Art seine unglückliche Gattin starb."

Ich hielt inne, um zu sehen, ob diese Frau läugnen könne, daß sie selbst der Gräfin das Gift gereicht hatte; aber ohne Erschütterung deutete sie mir auf die Stelle des Briefes: „Sprechen Sie nicht mit ihr vom Verflossenen," und gab mir keine Antwort. auch ich schwieg. Einige Zeit hierauf sagte sie zu mir:

„Bedenken Sie, Fräulein, daß diese Nacht zu Ihrer Entehrung bestimmt ist. Ich will es versuchen, Sie zu schützen; aber ich werde mich aufopfern, ohne Ihnen zu nützen. So sehr ich Ihnen bewachen muß, so bemerke ich doch, daß der Graf auch mich beobachten läßt, nicht als wenn er an meiner Treue zweifle, sondern weil er überzeugt ist, wie sehr man Antheil an Ihnen nehmen muß, er glaubt, auch ich würde diesem unterliegen. Man benachrichtigt Sie, daß man für Ihre Rettung sorgt, und ermahnt Ihnen, Zeit zu gewinnen; ist ein anderes Mittel hiezu, als wenn Sie scheinen, sich in Ihr Schicksal ergeben zu wollen? Versprechen Sie den Gemahl anzunehmen, um den Geliebten der Rache zu entziehen. Sie können fürchten, daß ich Sie durch meine Anschläge zu hintergehen suche, aber denken Sie nach, Sie sind in einer Lage, wo man alles bei Ihnen mit Gewalt erzwingen kann, Sie werden sich überzeugen, daß ich nicht den geringsten Vortheil habe, mich bei Ihnen zu verstellen, um mit Güte den zu Ihnen zu führen, der Sie verfolgt.“

„Aber,“ antwortete ich mit Zittern: „wenn ich verspreche, den Grafen Dunkam

zu heurathen, und daß, in der Zwischenzeit, die ich bestimmen werde, um mein Verspre- chen zu erfüllen, man mir nicht zu Hülfe kommt, was wird dann aus mir werden?" — „Und was wird heute aus Ihnen werden, wenn Sie Ihren Vormund nicht hintergehen? Ist es nicht hinlänglich, die Gefahr zu entfer- nen? Mein liebes Fräulein, ich habe viele Ursachen zu denken, daß der Himmel Sie nicht verlassen wird; aber wenn das Un- glück wollte, daß Sie, nach Ihrem Verspre- chen, ein solches Ungeheuer wie den Gra- fen zu heurathen, keinen andern Ausweg als Ihr Versprechen zu erfüllen, haben werden; so nehmen Sie diese Waffen, die ich für mei- ne eigene Sicherheit aufbewahrt habe, und bedienen Sie sich derselben, jener das Leben zu nehmen, die Ihnen diesen Rath gab."

Bei diesen Worten gab mir Frau Dur- feld einen Dolch. Bei dem Eifer, womit sie es that, waren ihre Züge milder; sie schien mir eben so, wie in jenem Augenblicke vor meiner Abreise ins Kloster. Ihr Betragen war mir unerklärbar, und doch konnte ich ihr mein Zutrauen nicht versagen.

„Ich nehme Ihr Geschenk an;" sagte ich, und nahm zugleich den Dolch: „nicht

um Sie zu strafen, wenn Sie mich hintergehen, sondern um dann mein eigenes qualvolles Leben zu enden. Seit dem mein Leben nur von meinem Muthe abhängt, fühle ich mich stärker. Gehen Sie zum Grafen mit der Nachricht, daß ich wünsche ihn zu sprechen; aber ich bitte Sie zugleich mit ihm zurückzukommen, und verlassen Sie mich nicht, so lange er da ist.

Mit Theilnahme drückte mir Frau Durfeld die Hand, und empfahl mir dem Grafen eine vollkommene Ergebung zu bezeugen, um alle Zweifel bei ihm zu entfernen. Sie versicherte mir, daß wenn der Zeitpunkt, den er bestimmen wird, zu kurz schiene, um daß mir meine Freunde zu Hülfe kommen konnten, so würde sie alles dazu aufbiethen, was in ihrer Gewalt wäre, ihn zu verschieben. Sie ging hinab, und kam sogleich mit dem Grafen zurück.

Bei seinem Eintritte hätte mich beinah mein Muth verlassen; um ihm den Abscheu, den er mir einflößte, jedoch nicht zu erkennen zu geben, setzte ich mich in einen Sessel, um ruhiger zu werden. Er setzte sich mir gegenüber, und im Hintergrunde stand Frau Durfeld, die immer mit ihren Blicken auf mir

ruhte, und zwar mit solcher Aufmerksamkeit, als wenn sie mir durch dieselben meine Antworten sagen wollte.

„Anne," sagte der Graf: „hat man mich nicht durch die Nachricht hintergangen, daß Sie mich zu sehen wünschten?" — „Nein, Herr Graf." — „Nach Ihrem Betragen gegen mich wünschte ich den Grund zu erfahren?" — „Nothwendigkeit heißt er." — „Sind Sie von Ihren Vorurtheilen noch nicht zurückgekommen?" — „Würden Sie mir es glauben, wenn ich sagte, daß ich mit Ihrer bisherigen Behandlung gegen mich zufrieden sey? Als mein Vormund sind Sie mir Schutz und Freundschaft schuldig, und Sie behandeln mich — — —" „Ich bitte Sie," unterbrach mich der Graf: „ersparen Sie mir Vorwürfe, die überflüßig wären. Das Geschehene kann ich nicht mehr ändern, alle meine bisherigen Handlungen forderten die Strenge, die ich bisher gegen Ihnen ausübte. Sey es nun Unverstand von Seiten der Gräfin, und Neugierde von der Ihrigen, ich habe keine Geheimnisse, die Ihnen nicht bekannt wären. Was sage ich? Sie erdachten Verbrechen, um mich zu beschuldigen; Sie vertrauten sie sogar dem Papiere. Sie thun

noch mehr: Sie nehmen einen jungen Abenteurer zum Vertrauten, daß er mich um meine Ehre bringen solle. So viele Verbrechen können Sie durch Ihre Hand vergüten, befehlend verlang ich es. Wenn Sie meinen Nahmen führen, so werden sowohl Ehre als Pflicht Sie zum Schweigen verbinden." — O wenn Sie sich meiner Vorsicht anvertrauen wollen, so schwöre ich Ihnen — — — Anne, erinnern Sie sich unsrer letztern Unterredung? — Ja! — Nun wohl, so entscheiden Sie. — Ich habe nicht die Freiheit zu wählen; bin ich nicht in Ihrer Gewalt? Befehlen Sie mit mir, nur daß ich nicht unglücklich werde! — Unglücklich! rief der Graf, und näherte sich mir, um mich bei einer Hand zu nehmen, die ich schnell zurückzog. In dem Augenblicke bedeuteten mir die Augen der Frau Durfeld, daß ich williger seyn sollte, des Grafen seine hatten mir es längst gesagt.

Er fuhr doch in einem so wenig als ihm möglich ernsthaften Tone fort: Von dem Augenblicke, wo Sie mir Ihre Hand zusagen, will ich gestehen, daß ich zu strenge gegen Sie verfahren bin, dieß muß Ihnen mein

Betragen für die Zukunft sichern. Gewiß, Anne, werden Sie nicht unglücklich werden; Ihre Sanftmuth wird auch meinen Karakter mildern, und Ihre Tugenden mich Ihrem Willen unterwerfen. Dieß ist Ihr künftiges Schicksal. Sie sowohl als ich können nicht genug eilen, es zu befestigen. Morgen" — Morgen! rief ich, und schauderte: — Ja, meine liebe Anne, Morgen werden wir am Altare unser Glück auf immer befestigen."

Ich sah der Frau Durfeld in die Augen, sie schien mich anzueifern, dieß nicht anzunehmen. Ich faßte Muth und antwortete:

„Ich verberge es nicht Herr Graf, wenn ich Morgen vor Gott schwören würde, meine Leiden vergessen zu haben, so würde er meine Rede zurückstossen. Ich wende mich an Ihr Herz; glauben Sie, daß man so schnell das Mißtrauen, dem wir bisher unterlagen, verscheuchen, daß man so geschwind die zu einer Verbindung nöthige Achtung sich beipflichten kann? Sie verheissen mir Glück; Sie hoffen, daß auch ich das Ihrige befördern werde; gestatten Sie mir auch so viel Zeit, mich dazu vorzubereiten, Ihre Hoffnungen erfüllen zu können. Meine Seele unterliegt

keinem Haß, es liegt nur an Ihnen, daß ich Vertrauen zu Ihnen fassen könne." — Nun wohl, Anne, welchen Tag bestimmen Sie? — Ich? Herr Graf, würde Ihnen ein Monat zu lange dünken?

Der Graf entsetzte sich nun eben so wie ich, als er mir den Vorschlag auf Morgen machte; er beschuldigte mich, daß ich bloß Zeit gewinnen wolle, ihm zu entfliehen; aber Frau Durfeld fiel ihm in die Rede: — Wenn ich dürfte, sagte Sie: so würde ich Sie bald darüber vereinigen. Ich kenne die Schwäche unseres Geschlechtes, und wie viel es erfordert, in dem Alter der Fräulein einen Gemahl zu nehmen. In den Gründen, die Sie anführen, sind einige Fragen, welchen sich nichts einwenden läßt. Zornige Blicke warf ihr der Graf zu, aber ohne sich daran zu stören, fuhr sie fort: Jedoch ist ein Monat viel zu lang; es wäre eine Thorheit zu glauben, daß der Graf sein Glück auf einen Monat verschieben werde. Hier gab ihr der Graf durch Blicke zu verstehen, daß er einverstanden sey. Ich meiner Seits, fuhr sie fort: kenne keine Hindernisse, die in Ihrer Lage nicht in acht Tagen gehoben wären; an der Stelle

des Herrn Grafen würde ich diese, aber nicht eine Stunde länger zugestehen. — Was antworten Sie hierauf? fragte mich der Graf: Wahrhaftig! schrie Frau Durfeld, warum verlangen Sie eine Antwort von dem Fräulein, sehen Sie nicht, daß sie einstimmt. Hier mußte ich es wohl zugestehen. Der Graf nahm meine Hand, welche er leidenschaftlich drückte, mein Blut stockte, und ich würde meine Besinnung verloren haben, wenn er nicht fortgegangen wäre, wo ich ungehindert meine Thränen fließen lassen konnte.

„Warum weinen?" sagte Frau Durfeld sanft zu mir: „Sie haben die Gefahr auf acht Tage hinausgeschoben. Rechnen Sie auf die Vorsehung, welche Ihnen nicht verlassen wird.

Sechstes Kapitel.

Mit weiser Hand vertheilt das Schicksal
Weh und Freuden,
Das bald auf Rosen uns durchs Leben
wandern heißt;
Bald aber durch bedornte Leiden,
Des Lasters Armen uns entreißt.

Schlaflos durchwachte ich die Nacht, ich zwang mich an die Hoffnung zu glauben; den folgenden Morgen entdeckte ich mit so viel Erstaunen als Freude, daß die Läden meiner Fenster offen waren, auch wurden mir meine Bücher und Musikalien wieder zugestellt. Dee Graf ließ mich fragen: ob ich im Garten spazieren gehen wolle, ich nahm es in der Hoffnung an, hiedurch einige Freiheit genießen zu können. Aber als ich mit Frau

Durfeld hinabging, erwartete er mich unten schon. Er begleitete uns, und seine Gegenwart vergällte mir dieß Vergnügen.

Drei Tage verflossen ohne Aenderung meiner Lage, und mit Schrecken dachte ich an die Näherung des fürchterlichsten Tages. Als ich Frau Durfeld sprach, ermunterte sie mich, meinen Muth nicht sinken zu lassen: aber versagte mir jede nähere Erklärung über den Verfasser des Briefchens, das ich kürzlich empfangen hatte; sie sagte mir, daß dieses Billiet nur ihren Rath für mich in gefährlichen Lagen verlange, und daß sie in dieser Hinsicht ihre Pflicht erfüllt habe. Die Vermuthung kam mir wieder in den Sinn, daß alles zu meinem Untergange mit dem Grafen verstanden sey, oder um mich besser auszudrücken, daß ich selbst mich aus dieser Verwirrung nicht finden könne.

Am Abende des vierten Tages, fand ich dieß Schreiben auf meinem Bette:

„Ich weiß sehr wohl, zu was Sie sich bei ihrem Vormunde verbunden haben; ich vermuthete, durch Ihre Ergebung würden Sie so viel Freiheit erhalten, um Sie auf eine andere Art als durch einen Schlag retten zu können, der den Grafen

zu Grunde richtet. Mehrere wollten ihn schonen, aber seine Maaßregeln machen dieß unmöglich. Er erfahre das Schicksal, das ihn bedroht. Lassen Sie, gefühlvolle Anne, den Muth nicht sinken. Der Tag Ihres Glückes naht. Dieses Billet müssen Sie wohl verbergen. Uebermorgen werden Sie einen Brief erhalten, worin Sie die Art Ihres Betragens, das Sie zu beobachten haben, finden werden, und welches Ihnen keinen Zweifel über die übrig läßt, die für Ihre Erhaltung Sorge tragen.“

Welch neues Räthsel! ich war jetzt in einer sonderbaren Lage. Ich hatte keine Gewißheit, daß dieses Billet nicht auf Befehl des Grafen geschrieben sey; konnte dieß nicht eine Schlinge seyn, um mich vom Selbstmord abzuhalten; ich zitterte, wenn ich an die Annäherung des achten Tages dachte, und doch wünschte ich schon, daß er da wäre, um den versprochenen Brief zu empfangen.

Wie lange schienen mir diese beiden Tage. Graf Dunkam schien freudenvoller als ich, aber nicht weniger mißtrauisch, als gewöhnlich. Er sandte mir das Geschenk, das für seine Nichte, als nunmehrige Gattin, be-

stimmt war; er glaubte, mich dadurch zu zerstreuen, allein seine Verschwendung schreckte mich, da sie zu nichts diente, als sein Opfer zu schmücken.

Am sechsten Tage fand ich auf dem gewöhnlichen Orte den erwarteten Brief; großer Gott! wie groß war meine Freude bei dessen Eröffnung. Ich erkannte die Schrift meines geliebten Eduards. Thränen floßen über meine Wangen; ich verschloß die Thüre, und las:

Meine theure Freundin, ich zittre, indem ich Ihnen schreibe. Es muß Sie nicht beleidigen, wenn ich von meiner Liebe spreche; darf ich hoffen? der Eindruck, den der Sohn des Grafen Dunkam auf Sie machte, ist mir bekannt. Erröthen Sie nicht, Anne; ich habe im innersten Ihrer Seele gelesen, Sie können kein Geheimniß für Ihren glücklichen Eduard mehr haben.

Glücklich! sagte ich; ich vergesse also, daß Sie in der Gewalt eines Mannes sind, der meine Mutter opferte, um Sie seinem Sohne, den er verstoßt, zu entreissen. Grausamer Vater! Wie sehr suchst du mich aufs Aeußerste zu bringen!

Anna! Alles ist vorbereitet, Sie zu retten, aber es ist unmöglich, zu Ihnen zu gelangen. Sie müssen den Muth fassen, Ihrem Vormund bis zum Altare zu folgen; dort allein werden Sie sich gerettet sehen; dort allein werde ich Sie unter dem Schutz eines für den Grafen Dunkam heiligen Wesens geben. Fürchten Sie nichts; ich schwöre Ihnen, daß Sie dort von ansehnlichen und mächtigen Freunden werden umgeben seyn; fürchten Sie auch nichts für mich. O wenn ich sterben sollte, um Sie von Ihrem Unglück zu retten, mit Freuden würde ich mein Leben opfern.

Wenn ich Sie im Nahmen meiner Mutter, um Ihres Wohls und unserer Liebe willen beschwören kann, so gehen Sie mit Zutrauen an den Altar. Ich bin es, Anna! der Ihnen dieses rathet, der Sie hierum bittet. Hier nur werden Sie glücklich werden.

Viele Entdeckungen, die ich Ihnen gerne mittheilen möchte, drücken meine Seele. Noch zwei Tage — und ich hoffe, daß wir auf ewig werden vereint werden, wie es unsere Herzen längst sind.

Leben Sie bis dahin wohl, Geliebte meiner Seele, die die Gräfin Dunkam ihrem Sohne zur Gattin bestimmte; am Altare, wo Sie durch Grausamkeit hingezwungen werden, erwartet Sie Freiheit und Liebe.

Wie oft las ich diesen Brief! er gab mir Hoffnungen, die ich bisher noch nicht hatte; aber ganz beruhigte er mich doch nicht. Dem Grafen zum Altare zu folgen, war ein schrecklicher Gedanke für mich. Wenn nur Liebe Eduarden diesen Plan eingegeben hätte! wenn nur sie ihn die Ausführung leicht mahlte; wenn auch selbst bei der reifsten Ueberlegung ein Zufall alles zerstörte, was würde aus mir werden? Ich konnte nicht ohne Entsetzen daran denken. Doch konnte ich in Allem nichts ändern.

Ich faßte Muth. Was auch immer geschehen mag, dachte ich, niemahl werde ich des Grafen Gattin werden, für diesem schützt mich der Durfeld Geschenk. Eduard! wenn du mich verläßt, so habe ich wenigstens den Trost, für Dich zu sterben, und dir durch meinem letzten Athemzug zu beweisen, daß das Vertrauen auf deine Tugenden mir theurer, als das Leben sey.

Nach

Nach dieser Entschließung wünschte ich sehnlichst die Annäherung der grauenvollen Stunde. In der letzten Nacht stärkte mich kein Schlaf; doch war ich durch meinen Entschluß sehr ruhig. Als Frau Durfeld zu mir kam, um mich anzukleiden, war sie gerührter, als ich dachte.

Mein liebes Fräulein! — sagte sie: — dieß ist ein schreckenvoller Tag für Sie; vertrauen Sie auf Gott, Er wird Sie nicht verlassen. — Ich hoffe es auch; — antwortete ich. Frau Durfeld war sehr für meinen Anzug beschäftigt; ich dachte daran, Eduard wieder zu sehen, aber ich fühlte, daß mein mattes und übles Aussehen mehr Eindruck auf ihn machen würde, als alles andere. Gleichgültig überließ ich mich der Frau Durfeld Fürsorge; da sie mir einen Blumenstrauß an die Brust heftete, und sagte: daß mir nun nichts mehr fehle; antwortete ich ihr mit Lächeln: — Ich wünsche es, denn ich bin gewiß das erste Weib, das bei seiner Verbindung jenes Geschenk, was Sie mir machten, als das Wesentlichste dazu ansieht. Bei diesen Worten nahm ich den Dolch, den mir Frau Durfeld schenkte, und verbarg ihn unter den Strauß, den sie mir mit so vieler

Sorgfalt angesteckt hatte. Meine Kaltblütigkeit, die ich ihr dabei im höchsten Grad zu beweisen schien, schreckte sie; sie betrachtete mich heftig, dann nahm sie meine Hand, die ich sogleich mit Thränen benetzt empfand. — Benehmen Sie mir meinen Muth nicht; — sagte ich zu ihr, und wollte mich von ihr zurückziehen, aber es war zu spät, unwillkührlich flossen schon meine Thränen. In diesem Augenblick trat Graf Dunkam ins Zimmer. Frau Durfeld nahm sogleich eine finstre Miene an, aber ich konnte meinen Schmerz nicht verbergen, des Grafen Mißtrauen erinnerte mich, daß er meine Unterwerfung nur als Folge der Nothwendigkeit ansehen werde. Er schien auch gar nicht verwundert, mich in Thränen zu sehen. Er wollte sie der Sittsamkeit meines Geschlechtes zuschreiben, und sagte mir viele Verbindlichkeiten, an denen weder er, noch ich, wahren Antheil nahmen.

Die Kapelle war gleich am Eingang des Schlosses. Als der Graf mir den Arm anboth, mich dahin zu führen, wollte ich meine Kräfte sammeln, stand auf, fiel aber sogleich wieder auf meinen Sessel zurück. Alle meine Furcht wich einem einzigen Gedanken — ich könnte zu früh dahin kommen, und Eduard

mit seinen Freunden dann nicht zu mir gelangen. Den ganzen Tag über hatte ich noch nichts gegessen, diesem schrieb ich meine Schwäche zu, und bath meinen Vormund, mir einen Augenblick dazu zu gestatten, obschon ich überzeugt war, nichts nehmen zu können. Er gestand mir es zu. Als ich endlich unmöglich mehr länger zögern konnte, nahm ich seinen Arm an, und stützte mich mit der andern Hand auf die Durfeld, die mir als Führerin dienen sollte.

Beim Eintritt in die Kapelle blickte ich überall umher, entdeckte aber Niemand Fremden, mein Schrecken vermehrte sich. Der Priester harrte unserer schon, und fing sein Amt an; um uns herrschte die größte Ruhe. Allmächtiger Gott! rief ich von einem Augenblick zum andern: bin ich denn verlassen? Ich hörte, wie jetzt der Priester den Grafen fragte, ob er Anna von Vilmont als seine Gattin nehme; ob er verspreche, ihr treu zu bleiben? Bejahend antwortete hierauf der Graf; bei jedem seiner Worte schauderte es mir, wie einem auf der Folter liegenden Verbrecher. Der Priester wandte sich mit der Frage an mich: ob ich den Grafen Dunkam als Gemahl annehmen wolle? Auf diese

Frage schwieg ich lange, meine Blicke erhoben sich gegen Himmel, ich faßte den Dolch in meinem Busen, als sich plötzlich an der Thüre der Kapelle ein Geräusch erhob, das allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Ein Geistlicher mit einem kränklichten, abgezehrten und einem Schleier bedeckten Weibe in seinen Armen, näherte sich uns, er gab durch Zeichen mit der Hand zu verstehen, daß man ihn hören möchte, und wandte sich mit den Worten gegen den Priester: — Im Nahmen dieses unschuldigen, unglücklichen Geschöpfs, widersetze ich mich der Verbindung des Grafen Dunkam! — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so riß er den Schleier von dieser Unglücklichen. Großer Gott! es war meine unglückliche Freundin, Eduards Mutter, die Gräfin Dunkam! ich bebte, Frau Durfeld faßte mich in ihre Arme, und drückte mich mit den Worten an ihre Brust: — Nun bin ich doch wohl hinlänglich gerechtfertigt? —

In diesem Augenblick war die Kirche voll Offiziere, welche die nähmliche Uniform wie Eduard trugen; ich suchte diesen mit Ungeduld; er stand nahe bei mir, und hielt seine Mutter, deren Blässe schauderhaft war, in

den Armen. Er übergab sie mir, und seine feurigen Blicke schienen zu sagen: — Fürchten Sie nichts, der Tag der Entdeckung ist endlich gekommen. —

Graf Dunkam blickte wie ein Rasender umher. Bei der Erscheinung des Geistlichen mit der Gräfin schrie der Graf gleich hierauf: — Elender Guilielmo! nachdem du mich lasterhaft gemacht hast, betriegst du mich noch; sterbe! — Bei diesen Worten zog er seinen Degen, und eh man ihn noch hindern konnte, verwundete er den Räuber Eduards dreimahl. Dieser erhob seine Hände gegen Himmel; aber der Graf, ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu fassen, wiederhohlte: Meineidiger, der Himmel verwirft dich, diese Kleidung wird dich nicht schützen.

Die Offiziere zogen ihre Degen, um den Grafen zu entwaffnen; dieser aber, verzweiflungsvoll über so viele Zeugen seines Lasters, erschrocken über den eben begangenen Meuchelmord, suchte sich nicht zu vertheidigen, kehrte seine Waffen gegen sich selbst, und verwundete sich tödlich. Er sank zu meinen und der Gräfin Füßen, und besprützte uns mit Blut. Dieser schreckliche Auftritt raubte uns unsere wenige Kraft, wir verloren

unsere Besinnung, und man mußte uns beide ins Schloß tragen.

Guilielmo starb noch in der Kapelle an seinen Wunden; der Graf ward auf sein Zimmer getragen; der Wundarzt wollte ihm nicht sagen, daß seine Wunde gefährlich sey; der Graf aber sagte selbst, daß er die ersten Verbindungen nicht überleben werde, und verzögerte sie daher so viel möglich.

Zwei Tage verflossen; mit Ungeduld erwarteten wir, wozu sich der Graf entschließen werde. Eduards Oberster und die Offiziere, die ihn begleitet hatten, mußten zurückkehren, aber sie wollten ihren jungen Freund nicht verlassen, ohne zu wissen, was er von seinem Vater zu fürchten, oder zu hoffen hätte; die Gräfin war zu schwach, zu ihrem Mann zu gehen; Eduard wollte nichts in einem Hause vornehmen, das er noch nicht als das seinige ansehen konnte; ich allein war so glücklich, so viele Besinnung zu erhalten, als in dem gegenwärtigen Zustande nothwendig war; obschon ich noch nicht wußte, durch welche Ereignisse ich mich wieder aufs neue unter dem Schutz der Gräfin Dunkam befand, so fühlte ich doch, daß beunruhigte

Freundschaft diesen dringenden Angelegenheiten weichen müsse.

Siebentes Kapitel.

Das Liebesbündniß schöner Seelen —
Knüpft der erste Augenblick;
Wenn andere, eh' sie Freunde wählen,
Was sich dabei gewinnt, erst emsig überzählen,
Vermählet jene schon ein Wort, ein stiller Blick;
Gleich Spiegeln strahlet uns des andern Blick zurück;
Sie wählen nicht, sie fühlen sich getrieben,
Und lieben ihren Freund, wie sie sich selber lieben.

Ohne daß ich mich melden ließ, ging ich zum Grafen. Mein Besuch setzte ihn in

Verwunderung. Um ihm keine Zeit zu überlassen, sich über die Art meines Empfanges zu bedenken, näherte ich mich seinem Bette, und nahm ihn bei der Hand; ich fragte ihn mit Theilnahme, ob er nichts bedürfe, mit der Versicherung, daß sich jedes im Schloße freue, ihm dienen zu können.

Hier bin ich nichts mehr; — sagte mir der Graf mit Schmerz: — gewiß verfährt man hier schon so, als wenn ich todt wäre. — Herr Graf! — antwortete ich: — unser einziger Wunsch ist, daß Sie wieder gesund werden möchten. — Wünschen Sie dieß, Anna? — Ja ich wünsche es von Grund meines Herzens. — Ich habe Sie doch schrecklich beleidigt. — Wenn ich auch noch so sehr mißhandelt worden wäre, so hätte ich Ihnen in Ihrem Unglück längst verziehen. — Wessen Beispiel befolgen Sie hier, großmüthige Anna? — Dem eines Weibes, die Tag und Nacht für die Erhaltung ihres Mannes bethet. — Der Himmel wird ihr Gebeth nicht erhören: ich habe Laster geübt, die Strafe fordern. — O Herr Graf! denken Sie sich Gott als einen Vater, und sagen Sie mir dann, ob dieser Nahme Ihnen nicht Hoffnung und Pflicht einflößt? — Pflichten

Anna! — Ja, Pflichten; ein Vater verwirft seine Kinder nicht auf immer: das Ihrige erwartet eben so Verzeihung von Ihnen, wie Sie von Gott; werden Sie ihm selbe versagen?

Der Graf schwieg einige Zeit, dann antwortete er mir mit zitternder Stimme: — Mein liebes Kind, mein Herz ist keiner zärtlichen Gefühle fähig; ich bin so beschämt, daß ich mich dem Zartgefühle nicht mehr überlassen kann, es würde meine letzten Augenblicke verbittern, ohne mir den geringsten Antheil einzuflößen. Ich glaube, daß man mir verzeihen wird, lieben aber niemahl. Wenn ich dem Tode, den ich in meinem Blute fühle, entgehen könnte, so würde ich fliehen, fliehen an einen Ort, der Ihnen immer unentdeckt bleiben würde. Sagen Sie der Gräfin, daß ich sie bitten lasse, mich nicht zu besuchen. Sagen Sie Robert — Nennen Sie ihn Ihren Sohn. — Nun wohl, sagen Sie meinem Sohne, daß ich ihm verzeihe, sich mit Guilielmo zu meiner Entehrung und meinem Tode verbunden zu haben. — Klagen Sie ihn nicht an! — rief ich: — Würden Sie sein Herz kennen, wären Sie Zeuge seines Schmerzes gewesen! — Ich glaube es, —

sagte der Graf mich unterbrechend: — aber wir können nicht lange genug mit einander leben, daß ich Vergnügen finden sollte, ihn sich rechtfertigen zu sehen. Anna! Ihre Fürsorge werde ich stets mit Vergnügen annehmen; sie stärket mich; ich schätze sie. Wiederhohlen Sie, daß Sie mir verzeihen. — Ich thue noch mehr, ich bedaure Sie. — Sie kennen meine Verbrechen nicht alle; ich habe Ihr Vermögen vermindert — — mein Sohn soll wenigstens dafür sorgen, daß man mir dieß bei meinem Andenken nicht vorwirft; um der Entehrung zu entgehen, wollte ich Sie zwingen, mir Ihre Hand zu reichen.

Dem Grafen schien diese Unterredung zu schmerzen; ich ging fort, um einen Bedienten zu rufen. Ich kam durch den Saal, wo Alles versammelt war; ich erzählte meine Unterredung mit dem Grafen, und daß er Eduard seinen Sohn genannt habe; die Gräfin war über die Bitte ihres Gemahls, daß sie ihn nicht besuchen sollte, unzufrieden; durch allgemeine Verzeihung wollte sie ihn beruhigen, wovon sie viel zu seiner Genesung hoffte. Sie bath mich, den Grafen zu bewegen, daß er ihren Besuch annehme; ich versprach ihr, alles anzuwenden, als Eduards Oberster mich

unterbrach; es war ein Greis, dessen Ansehen Ehrfurcht einflößte, — und ich bin überzeugt, daß kein Verbrecher ihn ohne die Furcht ansehen kann, die er vor einem unerbittlichen Richter hat.

Fräulein! — sagte er zu mir: — der Grund, weßwegen Sie zum Grafen gingen, ist zwar sehr gut; aber Sie sind zu jung und menschlichen Leidenschaften zu gefährlich, um Ihren Vormund in seinen letzten Augenblicken mit Nutzen zu dienen. Er hat Gewissensvorwürfe, und hegt noch Wünsche, da er seine letzte Lebenszeit doch anwenden sollte, den Schaden zu vergüten, den er in seinem Leben verursachte. Seine erste Pflicht wäre, seinen Sohn feierlich anzuerkennen, ihn hiezu zu bewegen, muß man alles anwenden. Haben Sie keinen Geistlichen in der Gegend, der ihn hiezu vorbereiten könnte? — Die Gräfin ließ einen, den ich vorgeschlagen hatte, rufen, und der Oberste sprach erst einige Zeit mit ihm, eh er ihn in das Zimmer des Kranken gehen ließ.

In der Zwischenzeit suchten wir die Gräfin zu beruhigen; wir redeten daher bloß von ihrem Sohn mit ihr, wir bathen Eduard, uns die Schriften mitzutheilen, die er von Guilielmo erhalten hatte. — Ich will es thun, — ant-

wortete er: aber ich muß Ihnen erst sagen, bei welcher Gelegenheit ich sie erhalten habe.

Sie erinnern sich noch, Anna, — fuhr er fort und sah mich an: — in welchem Zustand Sie mich verließen, als Sie der Graf aus dem Schloße des Grafen Bruno fortschleppte. Sie hatten mir eben meine Abkunft bekannt gemacht, und meine Kräfte konnten den Schrecken so abscheulicher, mir bisher unbekannten Handlungen nicht widerstehen. Als ich meine Besinnung wieder erhielt, war mein erster Gedanke, Sie aufzusuchen, mein zweiter, die Schrift wieder zu erhalten, die Sie mir anvertraut hatten — O Gott! alles war verschwunden. Ich sah Niemand, als Frau von Albano bei mir, deren Antheil und beleidigende Freude mich empörte; ich verließ sie, aufgebracht, um ins Schloß zu eilen; hier erfuhr ich Ihre Abreise. Ich zitterte, da ich daran dachte, in welcher Gewalt Sie jetzt waren; ich zitterte noch mehr, als Ihre Freundin Klementine mir sagte, daß der Graf die Schrift genommen habe.

Verzweiflungsvoll kam ich zu meinem Obersten; ich hatte das Glück gehabt, ihm das Leben zu retten; ich bath ihn, nun das meinige zu schützen, und begehrte zugleich

auf einige Tage Erlaubniß, mich entfernen zu dürfen. Beides gestand er mir gerne zu. Ich ging heimlich zu Guilielmo. Zum Glücke für ihn hatten Sie mir ihn nicht als den Räuber genannt, der mich dem väterlichen Hause entzogen hatte; ich sah ihn noch als meinen Wohlthäter an, ich sagte ihm alles, was Sie mir über meine Herkunft mitgetheilt hatten. Ich erzählte ihm alles, was im Schloße des Grafen Bruno vorgegangen war; ich beschwor ihn, mir nichts mehr zu verheimlichen, was er mir zu entdecken versprochen hatte; ich beschwor ihn vorzüglich, mir beizustehen, Sie den Händen des Grafen zu entreißen; da ich erfuhr, daß mein Vater Ihr Verfolger und mein Nebenbuhler sey, so empfand ich, daß ich alles zu fürchten hatte, und zugleich so viel möglich schonend handeln müsse.

Guilielmo schien unentschlossen; da er aber meinem Anliegen nicht mehr ausweichen konnte, sagte er zu mir: — Ihre Zusammenkunft mit dem Fräulein von Vilmont soll meine Verbindung beschleunigen, die ich noch auf einige Zeit verschieben wollte. Eduard, ich schwöre Ihnen, Anna aus den Händen ihres Verfolgers zu retten, und Ihre Verbindung mit ihr zu befördern, aber unter einer einzi-

gen Bedingung. — Reden Sie, antwortete ich ihm mit Eifer: ich verspreche Ihnen alles, um diejenige zu retten, die ich innig liebe. — — Versprechen Sie mir, fuhr Guilielmo fort: einem Manne zu verzeihen, der Sie unglücklich gemacht hat, damit ihr Fluch ihm nicht in den frommen Aufenthalt folge, wohin er sich zurückziehen will, sobald er Ihnen alles wieder gegeben hat, was Ihnen theuer ist. — — Ich verstehe Sie nicht. — — Was liegt hieran; antworten Sie mir: werden Sie gerechten Haß Ihrem Glücke vorziehen? — — O nein, Haß ist für mich ein schmerzliches Gefühl, sollte ich ihn auch noch meinem Glücke vorziehen? — — So schwören Sie mir denn also, keinen gegen den zu haben, der Ihnen Annen wiedergeben, und Ihnen in Zukunft nach Ihrer Vereinigung mit Rath an die Hand gehen wird. — Der Himmel soll mich auf ewig von ihr trennen; schrie ich ereifert: wenn eine solche Wohlthat meinem Gedächtniß nicht das Andenken an alles Verflossene entreißt. — Nun wohl; antwortete mir Guilielmo, nehmen Sie diese Schrift, sie enthält meine Geschichte für Ihnen verfaßt; gehen Sie auf Ihr Zimmer, um sie zu lesen; aber hal-

ten Sie Wort in Rücksicht Ihres Versprechens. — Ich nahm die Schrift und ging. Hier ist sie, setzte Eduard hinzu; ich sehe, wie begierig Sie alle sind, den Inhalt zu erfahren. Befreyen Sie mich davon, sie selbst zu lesen; da ich aber von meinen Freunden, die ohnedieß meine meisten Familiengeheimnisse schon wissen; die alles anwendeten, mich in die Rechte meiner Geburth wieder einzusetzen und meine Mutter zu schützen, kein Geheimniß habe; so will ich die Schrift dem übergeben, der sie vorlesen will.

Der alte Oberste übernahm sie, und nachdem wir uns in einen Kreis gesetzt hatten, las er:

Guilielmos Schicksale.

„Ich werde Ihnen nichts von meiner Familie sagen, sie war reich und stolz. Viel ward auf meine Erziehung gewandt, jedoch vergebens. Mein Vater starb; meine Mutter war sehr besorgt für mich, da ich nichts lernte; ich hingegen ging mit so viel Geld

als ich zusammenbringen konnte, heimlich durch, um nie mehr wieder zurückzukehren. In Vergnügen, Streitigkeiten, Ausschweifungen, ein unerträglicher Stolz und in der Leidenschaft zu spielen, verlebte ich meine Tage; bis mich Furcht von der Rache vornehmer Leute, deren Sohn ich im Zweikampf getödtet hatte, bewog, Dienste im Regimente des Grafen Dunkam zu nehmen, den ich vom Spieltisch aus, wo ich öfter mit und gegen ihn spielte, kannte."

„Seine Leidenschaften waren vielleicht noch heftiger als die meinigen, aber er besaß die Kunst, sie zu verbergen; eine Kunst, die ich nie kannte, und immer mißbilligte. Sein Aufwand, seine Verschwendung mit Weibern, und vor allem seine Spielsucht führten ihn zu Handlungen, die unter der Würde eines Edelmanns sind. Er bemerkte die Vortheile, die er durch mich ziehen konnte; ich ward sein Vertrauter; Geldgeschäfte konnte ich ihm doch nie zu Stande bringen; die Nothwendigkeit, sogenannte Ehrenschulden zu tilgen, ließ ihn einen Plan schmieden, der meinen Charakter angemessen war. Zwei Stunde von der Stadt, wo sein Regiment lag, war mitten in einem Walde ein

Nonnen-

Nonnenkloster; es war allgemein als sehr reich bekannt. Der Graf fragte mich, ob ich den Muth hätte, mit drei meiner Kameraden, eben so entschlossen als ich, einen solchen Ort anzugreifen. Er versprach, sich an unsere Spitze zu stellen, und uns den gehörigen Antheil vom Geplünderten zu geben, mit dem wir um so leichter über die Gränze flüchten könnten, da er alle Anstalten zu unserer Einhohlung verzögern würde.

„Ich gestehe, daß ich mich im Anfang vor dem Gedanken, einen Gott geweihten Ort zu plündern, entsetzte. Das Laster zog mich hin, die Möglichkeit, in einem fremden Lande ungekannt mein Glück zu machen, verführte mich; ich versprach, alles zu leisten, den Willen meines Vorgesetzten zu erfüllen; es gelang mir nur zu gut."

„Meine drei Begleiter waren die Ausschweifendsten der ganzen Kompagnie; in der zur Ausführung dieses Vorhabens bestimmten Nacht wollten wir im Walde zusammen kommen, wo auch der Graf bald eintraf. Er war verkleidet; wir aber ohne Uniform."

„Wir überstiegen die Mauern des Gartens, legten Feuer in jene Abtheilung des Klosters, wovon der Schatz am meisten entfernt war, und hielten uns bis auf dem Augenblick versteckt, wo das Feuer mit Gewalt um sich griff, und das Geschrei und die Unordnung am größten war. Dann drangen wir mit dem Säbel in der Hand wie zur Hülfe eilend ein, sprengten mehrere Thüren, und bemächtigten uns alles Goldes, Edelsteine, und alles andern von Werth, was wir fortschleppen konnten. Wir waren schon geflohen, eh noch die Unglücklichen wußten, ob wir Freunde oder Feinde seyen."

„In einem kleinen Gebüsch sammelten wir uns, wo der Graf den Raub theilte. Er rieth uns alsdenn, schleunigst zu fliehen, und nicht von dem Wege abzukommen, den er uns bezeichnet hatte, um nach Italien zu gelangen. Wir nahmen Abschied, und er verließ uns."

„Kaum waren wir eine Stunde weit, als ich meine andern drei Kameraden verließ, und ihnen versprach, ihnen bald nach-

zukommen, was ich aber nicht ernstlich wollte. Obschon ich eben so schlecht wie sie gehandelt hatte, so war mir ihr Umgang doch erniedrigend. Auch hatte ich in der Stadt, wo unser Regiment lag, Verbindung mit einer Frau, die ich sehr liebte; dahin wollte ich zurückkehren, um sie zu bewegen, mit mir zu fliehen. Glücklich kam ich noch vor Tagesanbruch bei ihr an."

„Ich gestand ihr mein Verbrechen und mein Vorhaben, und stellte ihr vor, wie nothwendig es sey, mich bis zum Tag unserer Flucht zu verstecken. Sie liebte mich, sie wollte mich begleiten, und gestand mir einen Aufenthalt in ihrem Hause zu. Unsere Flucht war auf die folgende Nacht festgesetzt. Helene war den ganzen Tag mit Anstalten beschäftigt; wie groß war mein Staunen, als sie mir bei ihrer Heimkehr am Abend erzählte, drei Soldaten von meinem Regimente wären als Deserteur angehalten worden. Sie sah sie ins Gefängniß führen. Aus ihrer Beschreibung erkannte ich meine drei unglückliche Kameraden."

„Ihre Arretirung machte mich auf die Gefahren meiner Abreise aufmerksam, und selbst Helene ermahnte mich, dieselbe aufzuschieben; auch war ich begierig zu erfahren, ob meine Kameraden des Brandes und Raubes im Kloster beschuldigt würden; noch neugieriger war ich zu wissen, auf welche Art mein Oberster die Leute retten würde, die sich für ihn preis gaben, und die er zu schützen versprochen hatte.“

„Er kannte Lauren, es war ihm nicht unbekannt, in welcher Verbindung sie mit mir stand. Wir beschlossen, daß Helene zum Grafen gehen und ihm sagen sollte, daß ich mich zu ihr geflüchtet, und entdeckt habe, was ich gegen das Kloster unternommen hätte; auch sollte sie ihm sagen, daß ich ihr den Nahmen derer, mit welchen ich den Raub begangen, angezeigt hätte, und daß meine Kameraden eingeführt worden seyen.“

„Pünktlich und mit Klugheit vollzog Helene dieses. Der Graf trug ihn an, die drei Gefangenen zu besuchen; geboth ihr aber, diesen dreien zu sagen, daß sie nichts

von dem Vornehmen gegen das Kloster sagen sollten, widrigenfalls sie nicht zu retten wären; würden sie aber schweigen, so wolle er sie retten. „Schärfen Sie ihnen ein, fuhr er fort: sich nicht schrecken zu lassen; sie werden vor das Militairgericht geführt, und verurtheilt werden; hernach aber werde ich sorgen, daß ihnen heimlich die Thüren geöffnet werden, wo sie denn schleunigst fliehen sollen.“

„Helene lehnte diesen Vorschlag unter dem Vorwande ab, daß meine Unruhe durch ihr langes Ausbleiben zu sehr steigen werde. Bei ihrem Eintritt sagte sie zu mir: „Du bist verloren, wenn du nicht augenblicklich mein Haus verläßt; dein Obrister ist so lasterhaft, seine Mitschuldigen aufzuopfern; auch mich wollte er hintergeben. Ich zweifle nicht, daß er selbst deine drei Kameraden hat auffangen lassen, und nach meinem Besuche vermuthe ich, daß er dich bei mir wird aufsuchen lassen. Sie erzählte mir in Eile ihre Unterredung mit dem Grafen. Ihre feinen Beobachtungen fand ich richtig, sie führte mich zu einer ihrer Freundinnen, bei

der sie für eine Nacht Verbergung für mich verlangte."

„Als sie zurückkam, fand sie ihr Haus schon von Wache umgeben. Sie durchsuchten so genau, daß ich ohne Helenens Fürsorge wäre verloren gewesen. In der folgenden Nacht kam sie zu mir; nach ihrer Erzählung konnte ich an des Grafen Dunkam Verrätherei nicht mehr zweifeln; in diesem Augenblick schwor ich, mich dafür an ihm auf was immer für eine Art zu rächen.

„Vermuthlich fand er jemand andern, der die drei Gefangenen beredete, nichts vom Klosterraub zu sagen, wenn sie gerettet seyn wollten; denn sie kamen vor Gericht, und hörten ihre Verurtheilung mit einer Ruhe an, die nur von solchen geheimen Versprechungen herrühren konnte. Sie waren zweifache Opfer der Laster des Grafens Dunkam; man führte sie zum Tode. Ihre Wuth, sich getäuscht zu sehen, entzog ihnen fürchterliche Ausrufungen; aber die Maasregeln waren so gut getroffen, daß man ihnen bei dem ersten Schimpfworte über ihren Obersten den Mund

verstopfte, und in diesem Zustande der Verzweiflung wurden sie erschossen.

„So viele Laster und Heuchelei überzeugten mich von dem Schicksale, das meiner warte, wenn ich entdeckt würde. Helene bewog mich aus Freundschaft meine Abreise zu beschleunigen, und wollte mich nicht begleiten, damit ich desto schneller reisen könne. Des Nachts verließ ich die Stadt, und ging bis zum Aufgang der Sonne, wo ich mich dann in einem Walde bis zum Abende aufhielt; unter Furcht und Mattigkeit kam ich nach Spanien, erreichte bald Kadix, und schiffte mich ein.

Unser Schiff ward von einem Korsaren angegriffen, wir zwangen ihn, sich zu ergeben. Ich muß gestehen, mein Muth zog die Aufmerksamkeit des Schiffvolkes so sehr auf sich, daß man mir, obschon ich nur ein Reisender war, einen Theil der Beute anboth. Diese Lebensart stimmte mit meinem Karakter überein; ich ward Matros, und die Unternehmungen, die mir aufgetragen worden, führte ich immer so gut aus, daß ich in drei

Jahren Besitzer so vielen Geldes war, daß ich den Rest meines Lebens glücklich hätte leben können, wenn ich im Stande gewesen wäre, meine Leidenschaften zu unterdrücken.

„Unter solchen Umständen empfand ich die Sehnsucht, in mein Vaterland zurückzukehren; mein Herz hatte die Rache noch nicht vergessen, die ich dem Grafen Dunkam geschworen, und ich wußte, daß man mit Geld alles wagen könne. Ich schrieb ihm, ohne ihn vermuthen zu lassen, daß ich ihn für den Mörder meiner drei Kameraden halte. Da ich ihn von dem Glück benachrichtigte, das ich gemacht, so äußerte ich ihm zugleich alles, meine Entweichung betreffend, gut machen zu wollen, um mich mit Sicherheit zeigen zu können, und daß mir in dieser Hinsicht kein Geld zuviel sey. Ich bath ihn, mir hiezu soviel möglich behülflich zu seyn."

„Mit seiner Antwort erhielt ich zugleich meinen Abschied, von dem Tag unterzeichnet, wo ich entwichen war. Der Graf schrieb mir von seiner Freundschaft gegen

mich, und seinem Eifer, mir zu dienen; er versicherte mich, daß zwischen uns nie eine Rede von den Auslagen seyn würde, die er dieserwegen für mich geleistet habe.“

„Ueberzeugt von meiner Sicherheit kehrte ich in mein Vaterland zurück. Ich ward so von meinem Obersten aufgenommen, als wenn Geburt uns gleich stelle. Wir schworen uns ewige Freundschaft, und besuchten zugleich die nähmlichen Häuser der Verschwendung und des Spiels. Ich braunte vor Begierde mich zu rächen, und erhielt Gelegenheit.“

„Der Graf war im Begriff, ein zugleich reiches und liebenswürdiges Fräulein zu ehlichen, und — mit allen meinen Leidenschaften vereinigte sich auch noch Liebe. Ich versuchte, seine Verbindung zu hintertreiben, und es gelang mir auch; aber das Unglück, das dieses junge Mädchen verfolgte, brachte sie in die Arme des Grafen. Ich bemitleidete sie, und übte die Grausamkeit, zu welcher hoffnungslose Liebe führt, dadurch, daß ich ihr in Briefen die Laster ihres Gatten schilderte.“

„Bald ward sie Mutter eines Knaben; um diese Zeit wurde mein Vermögen nach und nach erschöpft, und ich suchte dieß mit Fürsorge zu verbergen, weil es die einzige Ursache war, weswegen ich mit Ehre unter den Leuten erscheinen konnte. Ich entschloß mich, nach Spanien zurückzukehren, um aufs Neue mein Glück auf dem Meere zu versuchen. Aber vorher wollte ich mich am Grafen rächen, und ihm seinen Sohn rauben. Dadurch sicherte ich mich vor allen seinen Vorhaben gegen mich, wenn das Glück mich auf immer verlassen sollte; dadurch hatte ich zugleich ein Mittel in der Hand, bei der Gräfin Eintritt zu erhalten, wenn ihr Gemahl sterben sollte. Nie konnte etwas meine Liebe zu ihr mindern, nie konnte sie erlöschen; ich empfand, daß der, der den Sohn in seiner Gewalt habe, auch zugleich mit der Mutter willkürlich handeln könne."

„Ich verführte die Amme des Kindes, die noch jung war, und deren Leidenschaft ich errathen hatte. Ich schien ihre Liebe zu mir zu erwiedern, dadurch konnte ich mit ihr befehlen; sie stimmte ein, mit mir und dem

jungen Eduard zu fliehen. Meine Maasregeln waren so genommen, daß keine Vermuthung auf mich fallen konnte. Stets behandelte ich dieses Weib mit Achtung, weil sie mir nothwendig war. Sie starb in Spanien vergiftet von einem Weibe, die sie für eine gefährliche Nebenbuhlerinn hielt."

„Hier war es, wo ich Roderichen, dessen Treue mir bekannt war, den jungen Eduard anvertraute. Ich sagte ihm nichts von dem Schicksal dieses Kindes, aber ich gab ihm ein versiegeltes Schreiben, daß er nur dann öffnen sollte, wenn er mich drei Jahre lang nicht würde gesehen haben. Ich gab ihm mehr Geld, als er bedurfte, um diese Zeit über gemächlich leben zu können. Frei von Sorgen schiffte ich mich ein; durch meinen Muth war ich bald weit reicher als vorher. Ich kam aufs neue nach Piemont zurück, und besuchte den Graf Dunkam, der mich bald haßte, bald als seinen Vertrauten behandelte, und Geld von mir lehnte."

„Wie oft wollte ich die Thränen seiner unglücklichen Gemahlin trocknen! Endlich

entschloß ich mich fest, ihr ihren Sohn zu- rückzugeben, und in dieser Hinsicht befahl ich Roderichen, sich nahe beim Schloß Dunkam niederzulassen. Ich wollte eine Gelegenheit suchen, mit der Gräfin zu sprechen, sie auf dieses vorbereiten, und von ihr Verzeihung zu erhalten suchen; denn obschon ich ihren Gemahl öfters in der Stadt sah, so kam ich doch nie auf seine Güter.

„Ich hatte alles meinen Wünschen gemäß vorbereitet, als mich die Liebe und Verzweiflung Eduards daran verhinderte, auch zerstörten bald neue Vermuthungen über des Grafen Vorhaben alle meine Hoffnungen, die ich bisher hatte. —"

„Der Graf Dunkam hatte ansehnliche Summen, die seiner Pupille gehörten, verschwendet; jemehr er spielte, um seine Schulden zu zahlen, jemehr verlor er; seine Lage ward so, daß er den Tod seiner Gattin wünschte, um sich mit dem Fräulein von Vilmont verbinden zu können. Dieser Wunsch führte ihn bald zu einem schändlichen Entschluß, den er mir mittheilte. Er wollte die

Gräfin morden; ich bezeichnete ihm einen Weg, den er zur Ausführung dieses Entschlusses folgen sollte, und zu dessen besserer Beendigung ich ihm ein Weib schickte, auf die ich mit Recht zählen konnte."

„Frau Durfeld hatte viel Unglück erlitten, sie war in einem tiefen Elende, wohin sie Laster geführt hatten; ich unterstützte sie, um ihr Leben in einem Kloster enden zu können. Ich versprach Ihr mehr, als sie verlangte, jedoch nicht ohne einen Gegendienst von ihr. Ich entdeckte ihr das Vorhaben des Grafen von Dunkam, es erschütterte sie; hierauf vertraute ich ihr meine Gedanken. Ich wollte, der Graf sollte glauben, daß seine Gemahlin vergiftet sey, aber ich wünschte zugleich, daß sie lebe, jedoch todt in den Augen der Welt. Frau Durfeld verhieß mir ihre Hülfe, und alles ging glücklich aus."

In diesem Augenblicke suchte die Gräfin mit der Hand ihre Thränen zu verbergen; wir sahen sie erwartungsvoll an, und bathen um ihre Aufklärung des weitern Hergangs.

„Ich erinnere mich noch," sagte sie zu uns: „des Eindrucks bei meinem Erwachen, ich konnte mich kaum von meinem wirklichen Daseyn überzeugen. Mein Staunen ward noch größer, da ich bemerkte, daß ich nicht in meinem Zimmer sey. Während meiner Bewußtlosigkeit hatte man mich in ein anstossendes Kabinet gebracht. Mein Kopf war mir schwermüthig, vergebens suchte ich meine Gedanken zu sammeln. — Frau Durfeld kam zu mir in einer Stille, als wenn sie fürchte, belauscht zu werden. Kaum hatte sie mein Erwachen bemerkt, so winkte sie mir zu schweigen. Als sie die Thüre verschlossen hatte, sagte sie mir leise:

„O Frau Gräfin, wie sehr hat mich Ihr langer Schlaf erschreckt, Gott sey Dank, daß uns noch so viel Zeit bleibt, Sie zu retten!" „Mich zu retten," rief ich; ich bin also nicht in dem Hause meines Gatten? — Für ihn leben Sie nicht mehr; er hatte mich gewählt, Sie zu vergiften, ich hinterging ihn, Sie haben nur einen Schlaftrunk genommen, wenn er Sie aber sieht, so sind Sie verloren. Aber ich werde Sie retten.

— Nie, antwortete ich ihr, werde ich zu meinem Manne zurückkehren, um von ihm den Tod zu empfangen. — Und Ihren Sohn, Frau Gräfin, werden Sie den verlassen?"

„Bei dem Nahmen meines Sohnes vergoß ich Thränen. Ich fragte dieses Weib, was wohl aus mir werden könne, wenn ich das Schloß verließ, wurde aber durch Klaggesänge, die ich unter mir hörte, unterbrochen. Durch eine Oeffnung konnte ich auf den Gang hinab sehen, o Gott! mein vorgeblicher Leichnam ward eben beerdigt, ich schauderte; ich erblickte meine geliebte Anne der Verzweiflung nahe, und Frau Durfeld zog mich vom Fenster zurück. „Sehen Sie, wie Ihnen Anne liebt," sagte sie zu mir, „auch diese würden Sie aufopfern, wenn Sie sich dem Grafen zeigten!" — Aber was soll ich thun, wo werde ich denn einen ruhigen Aufenthalt finden? — Für alles ist gesorgt; der, welcher Ihnen die Plane Ihres Gemahls voraus entdeckte, der wird Sie vollkommen retten, und mit Ihrem Sohne vereinigen. Am Ende des Garten erwartet Sie früh um vier Uhr ein Wagen. Noch vor Anbruch des Tages

werden Sie ein Kloster erreichen, wo man Sie erwartet. Sie verändern Ihren Nahmen, bis Sie mit Ihrem Sohne vereint Ihre und seine Rechte fordern können.“

„Durfeld ließ mir nicht Zeit zu antworten, sie verließ mich mit den Worten: „Der Graf könnte meine Abwesenheit bemerken; ich werde bald wieder zurückkommen; wenn Sie alsdenn nicht fliehen wollen, so muß ich selbst zu entkommen suchen, und Sie Ihrem Schicksale überlassen.“

„Ich wollte jetzt, da ich allein war, über meine Entschließung nachdenken, aber ich versank in ein dumpfes Nachsinnen, denn ich war zu sehr erschöpft. Als ich mich wieder erhohlte, war Frau Durfeld bei mir; „Die Stunde ist da,“ sagte sie: folgen Sie mir,“ und ohne eine Antwort abzuwarten, umschlang sie mich mit einem Arme, und brachte mich mit Mühe in den Garten hinab, und als ich mich erhohlte, saß ich schon in einem Wagen, der schnell mit mir davon fuhr.“

„Während der Reise beschloß ich, mich den Fügungen des Schicksals zu ergeben. Ich glaubte in ein Kloster zu kommen, hier meinen Sohn wiederzusehen, und vereint mit ihm Annen retten zu können."

Der Muth verließ mich aber aufs neue, da der Wagen an einem Hause hielt, wo ich leicht sah, daß es kein Kloster sey; es war ziemlich gut eingerichtet; ein schon bejahrtes Weib reichte mir die Hand zum Aussteigen, und führte mich schweigend in ein Zimmer, wo alles von Ueberfluß und Reichthum zeugte. Ich fragte diese Frau, wo ich wäre, und was man mit mir anfangen wolle? — Sie sind hier zu Hause, und man wünscht hier bloß Ihr Glück; antwortete sie mir: Fragen Sie mich nicht ferner, ich könnte Ihnen nicht antworten, auch wenn ich es sogar wollte; denn ich weiß selbst nicht, wer Sie sind; aber übrigens befehlen Sie mit mir. — Nennen Sie mir wenigstens den Besitzer dieses Hau-

ses? — Er wird sich Ihnen selbst nennen, ich bin es nicht im Stande. Ich wiederhohle es Ihnen, sich zu beruhigen; man will hier bloß Ihr Glück, man verlangt hier nichts von Ihnen, als daß sich Ihre Gesundheit baldigst bessern möge."

„Da alle Fragen unnöthig waren, so enthielt ich mich derselben. Durch acht Tage sah ich Niemand, als das Weib, das mich bediente; jedesmahl erfüllte sie meine Bitten sogleich. Bei so vieler Aufmerksamkeit und Vorsicht überzeugte ich mich, daß ich in dem Hause des Räubers meines Sohnes sey, und wenn ich auch etwas Furcht hatte, so vereinigte sich doch mit ihr die Hoffnung, bald meinen Eduard wieder zu sehen."

Der Gräfin Erzählung ward durch einen Bedienten unterbrochen, der den alten Obristen abrief, weil der Geistliche mit ihm sprechen wolle. Dieser erzählte ihm, daß er Hoffnung habe, den Grafen zu einem vollkommenen Geständniß zu bewegen. Er ver-

sprach den andern Tag wieder zu kommen, bath auch noch, daß Niemand den Grafen in seiner Einsamkeit stören möge. Da es schon spät war, so trennten wir uns.

„Den folgenden Morgen versammelten wir uns zeitlich, um der Gräfin Erzählung beendigen zu hören, allein sie bath uns, auf ihr Zimmer gehen zu dürfen. Sie wollte für ihren Gemahl bethen, während er mit dem Geistlichen allein war. Als sie weggegangen, nahm der Obriste Guilielmos Nachlaß zur Hand, welcher von jetzt an bloß die Erzählung der Gräfin enthält, und mit den Worten schloß:

Fortsetzung von Guilielmos Schicksale.

„Ich hatte also die Gräfin Dunkam unter meiner Aufsicht; aber ihre Tugend flößte mir so viel Ehrfurcht ein, daß ich mich nicht vor ihr sehen ließ. Am neunten Tage ihres Aufenthaltes bei mir, wagte ich es, zu ihr zu gehen. Weit entfernt, sich meiner Erwartung gemäß zu betragen, empfing sie mich mit Güte, und jedesmahl, als ich es wagen wollte, mit ihr von meiner Liebe zu sprechen, redete sie mit einer so innigen und natürlichen Zärtlichkeit mit mir von ihrem Sohne, daß ich nur an ihren Kummer dachte. Ich hätte gewünscht, auf ihr Herz einen mir günstigen Eindruck zu machen; aber bei dem Anblicke

ihrer Leiden verschwanden meine niedrigen Gedanken, alles hätte sie jedesmahl von mir erhalten können, nur die Erlaubniß, mich zu verlassen, nicht. Dieses vortreffliche Weib war gesonnen, mich zur Tugend zurückzuführen, immer erweckte sie mein Gewissen zu Vorwürfen. Die Nothwendigkeit, Nachrichten von ihrem Sohne, von ihrem Gemahl und der geliebten Anne zu hören, zwang sie meinen Besuch anzunehmen. Niemahls unruhig über ihr eigenes Schicksal, und nur immer mit dem Glücke ihrer Angehörigen beschäftigt, verlangte sie Dinge von mir, die ich nicht erfüllen konnte, wozu vorzüglich das Verlangen, ihren Sohn zu sehen, und dann Fräulein von Vilmont von ihrem Leben zu benachrichtigen, gehörte.

„Um sie jedoch einigermaßen zu befriedigen, so versprach ich unter der Bedingung, keinen Laut von sich hören zu lassen, daß sie ihren Sohn sehen, und sprechen hören sollte.

An diesem Tage kam er eben das Erstemahl nach dem so tapfern Verhalten, wodurch er sich so vielen Ruhm erwarb, zu mir. Bei meiner Rückkehr hoffte ich die Gräfin erfreut und erkenntlich zu finden; aber ich sah sie kniend mit lauter Stimme dem Himmel für die Wohlthat danken, ihr einen ihrer Liebe würdigen Sohn gegeben zu haben. Ich bewunderte sie, und vergaß gänzlich auf mein voriges Betragen. Um ihr abermahl einen Wunsch zu erfüllen, ließ ich der Fräulein von Vilmont durch die Klosterpförtnerin das alte Buch öfters auf den Tisch legen, worin die Geschichte der Gräfin eigenhändig von ihr, jedoch mit veränderten Zügen und Nahmen, geschrieben war, und welches ihr Vermuthungen über das Leben der Gräfin geben sollte.

„Ich sah nun ein, daß es Zeit sey, die Gräfin und ihren Sohn in ihre Rechte wieder einzusetzen. Ich erforschte daher genau

des Grafens Betragen. Ich hatte ihm gerathen, daß er sich mit Güte die Hand seiner Pupille verschaffen solle, als eben jene meinen Wunsch, Zeit zu gewinnen, erfüllen wollte, ich war aber in diesem Augenblicke entschlossen, mich ganz für das Wohl der Gräfin aufzuopfern, ich munterte nun selbst den Grafen auf, Fräulein Vilmont mit Gewalt zu zwingen, denn ich sah lange vorher ein, daß viel nothwendig sey, den Grafen auf den Weg der Pflicht und Ehre wieder einzuführen.

N. S. „So waren meine Anordnungen, als Sie von dem Schloße des Grafen Bruno zurückkamen; die Aufklärungen über Ihre Geburt, die sie daselbst erhalten haben, beschleunigten nur um einige Tage meine Erklärung gegen Sie. Nun wissen Sie allen Schaden, den ich Ihnen zugefügt; werden Sie mir dessen ungeachtet vergeben?“

„Hören Sie nun den letzten Entschluß in Rücksicht meiner. Sobald ich überzeugt seyn werde, Ihnen vollkommen glücklich zu wissen, so ziehe ich mich in ein Kloster zurück, um dort in Buße meine wenigen Tage zu verleben. Ich sage Ihnen nichts von der Anwendung meines Vermögens, ich fürchtete Sie zu beleidigen. Zwingen Sie mich nicht durch Ihren Eifer, mein voriges Leben zu erneuern; Sie sind überzeugt, daß ich den Tod nicht scheue. Junger Mann! vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, allen Haß zu meiden. Kommen Sie, ich werde Sie in die Arme Ihrer Mutter führen, mit welcher vereint wir auf die besten Mittel sinnen wollen, die gefühlvolle und unglückliche Anne von Vilmont zu retten.

„Sie können sich leicht die verschiedenen Gefühle denken," sagte Eduard zu uns:

„die mich nach dem Lesen dieses Schreibens ergriffen. Wenn nur von mir allein die Rede gewesen wäre, so hätte ich in Guilielmos Blut die Beleidigungen meiner Mutter gerächt, aber das Leben dieses Mannes war eine so sonderbare Mischung von Laster, Muth, Tugend und Geschicklichkeit, daß ich weit entfernt ihn zu strafen, denselben nur als die einzige Stütze gegen das Vorhaben meines Vaters, Anne mir zu rauben, ansehen mußte. Nachdem ich mich etwas gesammelt hatte, ging ich hinab zu ihm, und sagte; Sie haben mein Wort, ich halte es; führen Sie mich nun in die Arme meiner Mutter.“

„Er gehorchte ohne Wiederrede. Wer kann meine Freude schildern, als mich meine Mutter an ihrem Busen drückte! Sie reichte Guilielmo mit den Worten die Hand: „Theilen Sie meine Freude mit mir, denn ich verzeihe Ihnen — — — oder ich danke Ihnen vielmehr für die Erhaltung meines

Sohnes." — Guilielmo warf sich zu ihren Füßen; seine Rührung war so stark, daß wir in ihm nur unser Vergnügen sahen.

Unsere erste Unternehmung war nun zu wissen, was im Schlosse Dunkam vorgehe. Frau Durfeld ward benachrichtet. Die Furcht, daß sie der zweifachen Verstellung, die sie beobachten mußte, unterliegen möge, machte uns viele Sorgen. Durch ihre Vermittlung erhielten Sie meinen und Guilielmos Brief" — — Konnten wir so schreckliche Ereignisse voraussehen?

Die Gräfin Dunkam kam in diesem Augenblick zurück; Freude sah aus ihren Augen; sie sagte uns, der Graf habe endlich erlaubt, daß sie zu ihm kommen dürfe — und zwar mit Eduard. Sie ersuchte uns zugleich, dieser feierlichen Zusammenkunft beizuwohnen. Sie ging voraus, um alles vorzubereiten. Bald kam ein Diener, uns hinzurufen, schweigend gingen wir nach dem Zimmer

des Grafen. Wir fanden die Gräfin bei dem Geistlichen, welcher bethete, während der Schloßkapelan alles zur Vollziehung der Feierlichkeit herrichtete. Der Geistliche gab uns ein Zeichen, nichts zu sprechen; schweigend knieten wir nieder. Als man dem Grafen das heilige Abendmahl anboth, gab er mit der Hand zu verstehen, daß wir ihm Aufmerksamkeit schenken möchten. Dann bath er seine Gemahlin, ihm alles zu verzeihen, was er ihr Uebles zugefügt hatte. Hernach wandte er sich zu den Offizieren von Eduards Regiment, und bath sie zu Zeugen, daß er diesen jungen Mann als seinen Sohn erkenne. — Machen Sie meine Nichte glücklich, sagte er, und wandte sich an Eduard; damit sie das Andenken an mich vergesse. — Die Gräfin, ihr Sohn und Anne gingen nun an sein Bett, aber er bath uns, seine Kräfte zu schonen, damit er auch seine Pflichten gegen Gott noch erfüllen könne. Den folgenden Morgen ward der Graf von den geschicktesten Chirurgen der

Gegend overirt, allein er starb hieran, so wie er es vorausgesehen hatte.

Die Gräfin ward sehr bestürzt, denn obschon sie ihr Gemahl stets grausam behandelte, so liebte sie ihn doch, es schmerzte sie doppelt, ihn in einem Augenblick zu verlieren, wo Reue ihn zu seinen Pflichten zurückgebracht hätte. Fürsorge für ihren Sohn und Anne zerstreuten endlich ihren Kummer, und tröstete sie.

Da Eduards Freunde uns verlassen hatten, und wir ruhiger nachdenken konnten, so suchten wir Roderichs Aufenthalt mit der liebenswürdigen Laura zu erforschen; Eduard ehrte ihn wie seinen Vater, Lauren schätzte er wie seine Schwester; Anne behandelte sie als Freundin. Im Guilielmos Hause in der Stadt, wo er sich die letzte Zeit über aufgehalten hatte, erfuhren wir Roderichs Woh-

nung. Hier hörte auch Eduard, daß Guilielmo in seiner letzten Willensordnung nur einen kleinen Theil seines Vermögens dem Kloster, wohin er sich zurückziehen wollte, vermacht habe; für alles Uebrige bestimmte er den Sohn der Gräfin Dunkam zum Erben. Eduard dachte zu edel, ein solches Vermächtniß anzunehmen; er erkundigte sich, ob Guilielmo Freunde habe, und da er keine erfahren konnte, so both er Roderichen und Lauren das Vermögen an. So fand Laura, die jetzt gute Bildung, einen edlen Anstand, und dieses Vermögen bei sich vereinte, auch ihr Glück in der Liebe mit einem Offiziere des Regimentes, wobei Eduard ehdem diente; beide Verbindungen wurden an einem Tage gefeiert.

Frau Durfeld ward reichlich belohnt und weggesandt, obschon sie bei uns zu bleiben wünschte; aber ihr Anblick erweckte zuviele unangenehme Rückerinnerungen.

Ungetrübte Freuden herrschten seit diesem Augenblick im Schlosse Dunkam; Liebe und Freundschaft schlossen Hand in Hand den Bund, zur häuslichen Glückseligkeit.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cramer, Carl Gottlob,

Guilielmo der Unsichtbare Ein Gegenstück zu Zoar dem Auserwählten ; In zwei Theilen

Bd.: 2

Wien (1801)

P.o.germ. 250 f-20,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107053-1